

Friedrich Hölderlin (1770–1843)

Seine Hoffnung auf Freiheit kommt
in einem Brief aus dem Jahre 1793 an seinen Bruder zum Ausdruck:

- Ich hange nicht mer so warm an einzelnen Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden, auch in der eingeschränktesten Erfahrung. Aber ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn diß ist meine seeligste Hofnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, unsre Enkel werden besser
- 5 sein, als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage. Diese Keime von Aufklärung, diese stillen Wünsche und Bestrebungen Einzelner zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und verstärken, und herrliche Früchte tragen. Sieh! lieber Karl! diß ists, woran nun mein Herz hängt,
- 10 Diß ist das heilige Ziel meiner Wünsche, und meiner Tätigkeit – diß, daß ich in unserem Zeitalter die Keime weke, die in einem künftigen reifen werden.

In welcher Zeit sieht Hölderlin seine Hoffnungen in bezug auf Freiheit erfüllt?
Wie definiert er seine Rolle, um mitzuhelfen, eine bessere Gesellschaft zu entwickeln?

Seit seiner Studienzeit arbeitet Hölderlin am *Hyperion*, vor allem in der Frankfurter Zeit (1795–1798), seiner ausgeglicheneren und produktivsten Phase. Der Briefroman *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland* (2 Bände) erscheint schließlich 1797 bzw. 1799.

Hyperion

Hyperion schreibt rückblickend als „Eremit in Griechenland“ Briefe an seinen deutschen Freund Bellarmin, dem er von seinem Leben im Südgriechenland des 18. Jahrhunderts erzählt. Er beschreibt die Erlebnisse der Freundschaft, der Liebe und der Natur.

Hyperion wird von seinem Freund Alabanda in die Pläne zur Befreiung Griechenlands eingeweiht, nimmt 1770 an der Rebellion der Griechen gegen die Türken teil und wird schwer verwundet. Er geht nach Deutschland, dem Land, das den Gegensatz der Ideale des alten Griechenland verkörpert. In einer Scheltrede Hyperions macht Hölderlin seiner Enttäuschung über die deutschen Zustände Luft:

So kam ich unter die Deutschen. Ich foderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing; und schöne Seelen ihm begegneten –

Wie anders ging es mir!

- 5 Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes – das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.
- 10 Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinanderliegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Was kritisiert Hyperion an den „Deutschen“?

Heinrich von Kleist (1777–1811)

Kleists letzter Brief an seine Stiefschwester Ulrike

Stimmings Krug bei Potsdam, 21. November 1811

Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen anderen, meine teuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

10 Dein Heinrich
Stimmings bei Potsdam – am Morgen meines Todes

Wie würden Sie Heinrich von Kleist nach der Lektüre des Briefes spontan beschreiben?

Die Erkenntniskrise

In einem Brief vom 22. März 1801 schreibt der 23jährige Kleist an seine Verlobte Wilhelmine von Zenge:

Vor kurzem ward ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt – und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird, als mich. Auch kennst du das Ganze nicht hinlänglich, um sein Interesse vollständig zu begreifen. Ich will indessen so deutlich sprechen, als möglich.

- 5 Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr – und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt ist vergeblich –
- 10 Ach, Wilhelmine, wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr –

Was bezweifelt Kleist in diesem Brief grundsätzlich? Fassen Sie zusammen, mit welchem Beispiel er das verdeutlicht!

Die Erstaufführung des Stückes in Weimar im Spiegel der zeitgenössischen Kritik

Goethe inszeniert am 2. 3. 1808 die Uraufführung des *Zerbrochenen Krugs* in Weimar und teilt den Einakter in drei Akte auf.

Kritik am Stück

Zeitung für die elegante Welt, 14. 3. 1808

- Aus Weimar. Neulich wurde hier zur Fastnacht ein neues burleskes¹¹ Lustspiel vom Herrn v. Kleist gegeben: „der zerbrochene Krug“. Die Geschichte des Stückes ist wirklich komisch, und es würde gewiß sehr gefallen haben, wenn es auf einen Akt zusammengedrängt und alles gehörig in lebhaft Handlung gesetzt wäre. Stattdessen ist es aber in drei lange Akte abgeteilt, und besonders wird im letzten Akte so entsetzlich viel und alles so breit erzählt, daß dem sonst sehr geduldigen Publikum der Geduldfaden endlich ganz riß, und gegen den Schluß ein solcher Lärm sich erhob, daß keiner imstande war, von den ellenlangen Reden auch nur eine Silbe zu verstehn. Unsre neuesten Poeten von Talent sind so stolz, daß sie glauben, dem Publikum alles bieten zu können, und daß sie meinen, es müsse sich schon geehrt fühlen, wenn man sich nur herablasse, ihm etwas zum Besten zu geben.

J. W. Goethe, Ende 1810

- Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir kosten ließ, seinen „Wasserkrug“ aufs hiesige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig in dem Umstande, daß es dem übrigens gestrichen und humoristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt. Mir aber den Fall desselben zuzuschreiben, ja, mir sogar, wie es im Werke gewesen ist, eine Ausforderung deswegen nach Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf eine schwere Verirrung der Natur, die den Grund ihrer Entschuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann.

Was wird am Stück besonders kritisiert? Ist diese Kritik Ihrer Meinung nach gerechtfertigt?

Auf welche Reaktion Kleists kann aus dem Brief Goethes geschlossen werden? Finden Sie diese richtig? Mit welchen Argumenten reagiert Goethe darauf? Empfinden Sie das als fair?

Hälfte des Lebens (1803)

Mit gelben Birnen hängt
 Und voll mit wilden Rosen
 Das Land in den See,
 Ihr holden Schwäne,
 5 Und trunken von Küssen
 Tunkt ihr das Haupt
 Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn
 Es Winter ist, die Blumen, und wo
 10 den Sonnenschein,
 Und Schatten der Erde?
 Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 Klirren die Fahnen.

Strophe 1 und 2 entwerfen zwei gegensätzliche Bilder. Beschreiben Sie diese, und erklären Sie, welche Atmosphäre die Adjektive und Nomen jeweils erzeugen! Überlegen Sie, was der Titel ausdrücken will, und beschreiben Sie das Thema des Gedichts!¹⁴

Welches Lebewesen symbolisiert den Dichter? In welcher Situation befindet sich das lyrische Ich in der 2. Strophe?

Glauben Sie, daß man aus dem Gedicht etwas über den seelischen Zustand Hölderlins entnehmen kann?

Ernst Jandl liefert Denkanstöße zu Hölderlins *Hälfte des Lebens*.

Ernst Jandl: Beweis für menschliches Glück

Glück und Verzweiflung, diese beiden extremen Stimmungslagen des Menschen, sind in Friedrich Hölderlins Gedicht „Hälfte des Lebens“ in vollendeter Weise vereint. Schon der Titel enthält den Triumph und die Tragik aller menschlichen Existenz. Zu leben, am Leben zu sein, darüber ließe sich nur jubeln, empfänden wir Menschen uns nicht jederzeit als Sterbliche, unser Leben ist begrenzt.

5 Nur dadurch läßt sich an eine „Hälfte des Lebens“ überhaupt denken.

Dieses Denkens fähig zu sein ist unsere Gnade, als Menschen, und zugleich unser Fluch. So mögen wir dazu gelangen, die schönen Schwäne zu feiern, die „holden“, und sie zugleich zu beneiden, ebenso wie andere nichtmenschliche belebte Geschöpfe, sofern sie uns als Sinnbild von Schönheit, Liebe und Kraft erscheinen, nicht als Verkörperung von Verworfenheit und Niedertracht.

10 Ihnen, auch denen, die wir bewundern, (...) ist es durch die Enge ihres außermenschlichen Horizonts gegeben, den Tod nicht zu kennen.

Wir Menschen jedoch, sagt Hölderlin in seinem Gedicht, kennen die Begeisterung, die Verzückung, die uns im Denken und Fühlen aller Sterblichkeit für Momente enthebt. Um so härter dann fallen wir zurück auf den Boden unserer Unerheblichkeit: Wir besitzen letztlich weder Kraft noch Farbe, noch

15 Glanz, sobald es für uns unwiderruflich Winter ist. O die schönen Religionen, möchte man hinzufügen, was haben wir nicht alles unternommen, sie zu erschaffen und durch sie uns Unsterblichkeit zu erwirken. Wir sind zutiefst betrübt, daß entgegen all diesem edlen Bemühen sprachlos und kalt die Mauern vor uns stehen und daß nichts mehr zu hören sein wird als das Klirren von Fahnen, und nirgendwo ein menschliches Ohr, das es hört. (...)

20 Dieser Pessimismus, wenn man es so nennen will, ist keine Lehre, keine Religion, sondern immer nur das Kreuz eines einzelnen. So wie Hölderlins Erleben, Klage und Vision nur die eines einzelnen gewesen sind. (...) „Weh mir, wo nehm ich, wenn“ bleibt dennoch eine herrliche Zeile und Hölderlins Gedicht ein Beweis für menschliches Glück.

¹⁴ Zusatzinformation: In der Handschrift lautet die Überschrift: *Die letzte Stunde*. Der endgültige Titel *Hälfte des Lebens* ist nur im Erstdruck überliefert. Das Gedicht entstand aus zwei verschiedenen Entwürfen, die in der Handschrift zufällig nebeneinander standen und überarbeitet wurden.

Hälfte des Lebens (1803)

Mit gelben Birnen hängen
 Und voll mit wilden Rosen
 Das Land in den See,
 Ihr holden Schwäne,
 5 Und trunken von Küssen
 Tunkt ihr das Haupt
 Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn
 Es Winter ist, die Blumen, und wo
 10 den Sonnenschein,
 Und Schatten der Erde?
 Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 Klirren die Fahnen.

Strophe 1 und 2 entwerfen zwei gegensätzliche Bilder. Beschreiben Sie diese, und erklären Sie, welche Atmosphäre die Adjektive und Nomen jeweils erzeugen! Überlegen Sie, was der Titel ausdrücken will, und beschreiben Sie das Thema des Gedichts!¹⁴

Welches Lebewesen symbolisiert den Dichter? In welcher Situation befindet sich das lyrische Ich in der 2. Strophe?

Glauben Sie, daß man aus dem Gedicht etwas über den seelischen Zustand Hölderlins entnehmen kann?

Ernst Jandl liefert Denkanstöße zu Hölderlins *Hälfte des Lebens*.

Ernst Jandl: *Beweis für menschliches Glück*

Glück und Verzweiflung, diese beiden extremen Stimmungslagen des Menschen, sind in Friedrich Hölderlins Gedicht „Hälfte des Lebens“ in vollendeter Weise vereint. Schon der Titel enthält den Triumph und die Tragik aller menschlichen Existenz. Zu leben, am Leben zu sein, darüber ließe sich nur jubeln, empfänden wir Menschen uns nicht jederzeit als Sterbliche, unser Leben ist begrenzt.

5 Nur dadurch läßt sich an eine „Hälfte des Lebens“ überhaupt denken.

Dieses Denkens fähig zu sein ist unsere Gnade, als Menschen, und zugleich unser Fluch. So mögen wir dazu gelangen, die schönen Schwäne zu feiern, die „holden“, und sie zugleich zu beneiden, ebenso wie andere nichtmenschliche belebte Geschöpfe, sofern sie uns als Sinnbild von Schönheit, Liebe und Kraft erscheinen, nicht als Verkörperung von Verworfenheit und Niedertracht.

10 Ihnen, auch denen, die wir bewundern, (...) ist es durch die Enge ihres außermenschlichen Horizonts gegeben, den Tod nicht zu kennen.

Wir Menschen jedoch, sagt Hölderlin in seinem Gedicht, kennen die Begeisterung, die Verzückung, die uns im Denken und Fühlen aller Sterblichkeit für Momente enthebt. Um so härter dann fallen wir zurück auf den Boden unserer Unerheblichkeit: Wir besitzen letztlich weder Kraft noch Farbe, noch

15 Glanz, sobald es für uns unwiderruflich Winter ist. O die schönen Religionen, möchte man hinzufügen, was haben wir nicht alles unternommen, sie zu erschaffen und durch sie uns Unsterblichkeit zu erwirken. Wir sind zutiefst betrübt, daß entgegen all diesem edlen Bemühen sprachlos und kalt die Mauern vor uns stehen und daß nichts mehr zu hören sein wird als das Klirren von Fahnen, und nirgendwo ein menschliches Ohr, das es hört. (...)

20 Dieser Pessimismus, wenn man es so nennen will, ist keine Lehre, keine Religion, sondern immer nur das Kreuz eines einzelnen. So wie Hölderlins Erleben, Klage und Vision nur die eines einzelnen gewesen sind. (...) „Weh mir, wo nehm ich, wenn“ bleibt dennoch eine herrliche Zeile und Hölderlins Gedicht ein Beweis für menschliches Glück.

¹⁴ Zusatzinformation: In der Handschrift lautet die Überschrift: *Die letzte Stunde*. Der endgültige Titel *Hälfte des Lebens* ist nur im Erstdruck überliefert. Das Gedicht entstand aus zwei verschiedenen Entwürfen, die in der Handschrift zufällig nebeneinander standen und überarbeitet wurden.

Ernst Zimmer

Brief an Hölderlins Mutter

19. April 1812

»Hochgeehrte Frau Kammerrathe!

Bey Ihren lieben Hölderle, ist eine sehr wichtige Veränderung eingetreten, mir bemerkten seit geraumer Zeit eine Abnahme seines Körpers ohngeachtet Er einen mehr als gewöhnlichen Apetit hatte, auch ist Er letztes Viertel Jahr ruhiger wie sonst gewesen, war Er auch im Paroxysmus so Tobte Er nicht sehr, und gewöhnlich wars bald vorüber.

Vor ohngefähr 10 Tagen war Er aber des Nachts sehr unruhig lief in meiner Werkstatt umher, und sprach in der größten Heftigkeit mit Sich selbst, ich stund auf und fragte Ihn was Ihm fehle, Er bat mich aber wieder ins Bett zu gehen und Ihn allein zu lassen, sagte dabey ganz vernünftig Ich kann im Bett nicht bleiben und muß herum laufen, Sie alle können ruhig seyn, ich thue Niemand nichts, schlafen sie wohl bester Zimmer, dabei brach Er das Gespräch ab, ich konnte auch nichts weiter thun als wieder ins Bett zu gehen wenn ich Ihn nicht erzörhren wolte, that es auch und ließ In thun was Er wolte.

Morgens wurde Er dann ruhig, bekam aber große innerliche Hitze und Durst, wie einer im starken Fieber nur immer haben kann, und einen Durchlauf dazu, Er wurde dadurch so schwach das Er im Bett bleiben mußte, Nachmittags einen sehr starken Schweiß.

Den 2ten Tag noch stärkere Hitze und Durst, nachher einen so starken Schweiß das das Bett und alles was Er anhatte ganz durchnäßt wurde, diß dauerte noch einige Tage so fort, denn bekam Er einen Ausschlag am Mund, Durst Hitze und Schweiß blieben nach und nach weg, aber Leider der Durchlauf nicht, diesen hat Er noch immer fort, doch nicht so stark mehr.

Jetzt ist Er wieder den ganzen Tag auser dem Bette und äusserst höflich, der Blick seines Augs ist freundlich und Liebreich auch spielt und singt Er, und ist überigens sehr vernünftig...

Ich habe den Herrn Professor Gmelin, als Arzt zu Ihrem Lieben Sohn hohlen lassen, dieser sagte man könne über Ihres Sohnes wirklichen Zustand noch nichts bestimmtes sagen es scheine Ihm aber ein Nachlaß der Natur zu seyn...

Sein dichterischer Geist zeigt Sich noch immer thätig, so sah Er bey mir eine Zeichnung von einem Tempel Er sagte mir ich sollte einen von Holz so machen, ich versetzte ihm drauf daß ich um Brod arbeiten müßte, ich sey nicht so glücklich so in Philosophischer Ruhe zu leben wie Er, gleich versetzte Er, Ach ich bin doch ein armer Mensch, und in der nehmlichen Minute schrieb Er mir folgenden Vers mit Bleistift auf ein Brett

Die Linien des Lebens sind Verschieden
Wie Wege sind, und wie der Berge Gränzen.
Was Hir wir sind, kan dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

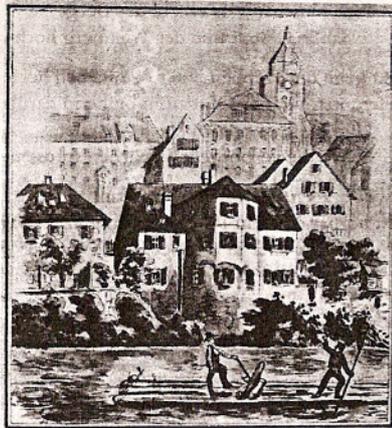
In Ernst Zimmers Haus am Tübinger Neckarufer lebte Hölderlin in einem Turnzimmer von 1807 bis 1843.

In ansehung seiner Verpflegung dürfen Sie ganz beruhigt sein. Meiner Frau letzten Tage ihrer Schwangerschaft waren ganz gut, Sie konnte Ihren Sohn noch alles selbst thun. Vorgestern ist Sie Enbunden worden doch starb leider das Kind nach einigen Stunden wieder, Sie hingegen befindet Sich gottlob recht wohl, und ist auser aller Gefahr.

Hier schicke ich Ihnen zugleich die Rechnung vor Ihren Sohn wir haben Ihm noch mehr Holz kaufen müssen, gegenwärtig muß man Ihm noch immer einheizen, Er friert sehr leicht, auch bekommt Er wider Kaffe zum Frühstück, und nachdem mir eine Speiße haben kocht man Ihm besonders.

Vor Kost 81 Tag	32 fl. 24 cr.
69 Schoppen Wein	6 fl. 54 cr.
Schnupftabak	1 21
Holz	3 fl. 18
Vor Wäsche	3 fl.
Vor Lichter den ganzen Winter biß jetzt	1 fl. 36
	48 fl. 33 cr.
davon gehen ab	6 fl.
	42 fl. 33 cr.

Ihr gehorsamer Dinner
Ernst Zimmer



Der Hölderlinturm in Tübingen, Aquarell,
angeblich von Ernst Zimmer

Mnemosyne (1802)

Die vorliegende Hymne (Dritte Fassung) entstand wahrscheinlich im Haus der Mutter in Nürtingen, in dem Hölderlin vom Juli 1802 bis zum Juli 1804 überwiegend weilte. Sie zählt zu den »Vaterländischen Gesängen«, die in strengem Strophenbau von

Dreiergruppen nicht etwa »patriotische« Themen vortragen, sondern einen Vorgriff auf die Zeit bedeuten, in der die Sprache der Liebenden wieder der »Laut des Volkes« sein wird – wie in der »Friedensfeier« ausgeführt.

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
 Die Frücht und auf der Erde geprüfet und ein Gesetz ist,
 Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
 Prophetisch, träumend auf
 5 Den Hügeln des Himmels. Und vieles
 Wie auf den Schultern eine
 Last von Scheitern ist
 Zu behalten. Aber böß sind
 Die Pfade. Nämlich unrecht,
 10 Wie Rosse, gehn die gefangenen
 Element und alten
 Gesetze der Erd. Und immer
 Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist
 Zu behalten. Und not die Treue.
 15 Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
 Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
 Auf schwankem Kahne der See.
 Wie aber Liebes? Sonnenschein
 Am Boden sehen wir und trockenen Staub
 20 Und heimatlich die Schatten der Wälder und es blühet
 An Dächern der Rauch, bei alter Krone
 Der Türme, friedsam; gut sind nämlich,
 Hat gegenredend die Seele
 Ein Himmlisches verwundet, die Tageszeichen.
 25 Denn Schnee, wie Maieblumen
 Das Edelmütige, wo
 Es seie, bedeutend, glänzet auf
 Der grünen Wiese

Mnemosyne: Tochter des Himmels und der Erde, des Uranos und der Gaia, Mutter der neun Musen; ihr Name bedeutet »Gedächtnis« im Sinn von Gedanken-Wollen

Der Alpen, häftig da, vom Kreuzè redend, das
 30 Gesetzt ist unterwegs einmal
 Gestorbenen, auf hoher Straß
 Ein Wandersmann geht zornig,
 Fern ahnend mit
 Dem andern, aber was ist dies?
 35 Am Feigenbaum ist mein
 Achilles mir gestorben,
 Und Ajax liegt
 An den Grotten der See,
 An Bächen, benachbart dem Skamandros.
 40 An Schläfen Sausen einst, nach
 Der unbewegten Salamis steter
 Gewohnheit, in der Fremd, ist groß
 Ajax gestorben,
 Patroklos aber in des Königeß Harnisch. Und es starben
 45 Noch andere viel. Am Kithäron aber lag
 Elevation, der Mnemosyne Stadt. Der auch, als
 Ablegte den Mantel Gott, das Abendliche nachher löste
 Die Locken. Himmlische nämlich sind
 Unwillig, wenn einer nicht die Seele schonend sich
 50 Zusammengenommen, aber er muß doch; dem
 Gleich fehlet die Trauer.

37 Ajax: in Homers »Ilias« ist Ajax nur ein Held zweiter Ordnung. Wohl ist er der kräftigste und mutigste der Krieger, aber geistig nicht besonders gewandt und mit einer Neigung zur Selbstüberschätzung ausgestattet. Voller Zorn darüber, daß nach dem Tod des Achill dessen Waffen nicht ihm, sondern Odysseus zugesprochen wurden, wütet er unter den Achäern. Pallas Athene schlägt ihn daraufhin mit Wahnsinn – dessen Verständnis ist für Hölderlin entscheidend. Wie Sokrates in Platons »Phaidros« versteht er ihn hier nicht als Krankheit, sondern als »göttlichen Wahns«, zu dessen Arten der dichterische wie der Wahn der Liebenden gehört 45 Kithäron: ein Gebirge an der Südgrenze Böotiens gegen die Landschaften Megaris und Attika hin 46 Elevation: eine nach Eleuthér, dem Sohn Apollons, und der Poseidonstochter Aithusa benannte Stadt, in deren Umgebung, nach Hesiod, Mnemosyne walten soll.

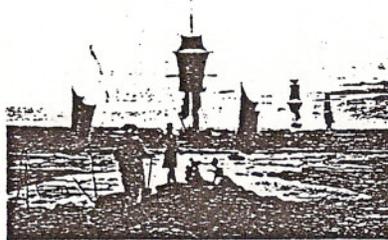
Romantik (1795–1830)

Joseph von Eichendorff: *Sehnsucht*

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
5 Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmern Lauben verwildern,
20 Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht. –

Zwei junge Gesellen gingen
10 Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschluchten,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
15 Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.



Caspar David Friedrich: Die Lebensstufen (um 1835)

NOVALIS

Hymne an die Nacht

Muß immer der Morgen wiederkommen?
Endet nie des Irdischen Gewalt?
Unselige Geschäftigkeit verzehrt
Den himmlischen Anflug der Nacht?
5 Wird nie der Liebe geheimes Opfer

Zugemessen ward
Dem Lichte seine Zeit
Und dem Wachen –
10 Aber zeitlos ist der Nacht Herrschaft,
Ewig die Dauer des Schlafs.
Heiliger Schlaf!

Beglücke zu selten nicht
Der Nacht geweihte –
15 In diesem irdischen Tagwerk,
Nur die Toren verkennen dich
Und wissen von keinem Schlafe
Aus dem Schatten,
Den du mitleidig auf uns wirfst
20 In jener Dämmerung
Der wahrhaften Nacht.
Sie fühlen dich nicht
In der goldenen Flut der Trauben,
In des Mandelbaums
25 Wunderöl
Und dem braunen Saft des Mohns.
Sie wissen nicht,
Daß du es bist,
Der des zarten Mädchens
30 Busen umschwebt
Und zum Himmel den Schoß macht –

Ahnden nicht,
Daß aus alten Geschichten
Du himmelöffnend entgegentrittst
35 Und den Schlüssel trägst
Zu den Wohnungen der Seligen,
Unendliche Geheimnisse
Schweigender Bote.



Novalis

Informieren Sie sich, was eine Hymne ist, welche Stilmittel sie verwendet! Können Sie die Merkmale an Novalis' Gedicht feststellen? Welche Eigenschaften ordnet der Dichter der Nacht zu? Wie stuft er Licht und Tag ein? Die Nacht bedeutet Schlaf und Tod. Warum ist sie dennoch nicht schreckenerregend und beängstigend?



Karoline von Günderode

Ein tragisches Schicksal erleidet auch Karoline von Günderode. Zunächst lebt sie zurückgezogen in einem evangelischen Stift. Sie verliebt sich unglücklich in Friedrich Carl von Savigny, der zwar Bettina Brentanos Schwester heiratet, aber trotzdem mit Karoline von Günderode in Briefwechsel bleibt. Auch die Beziehung zu dem verheirateten Sprachwissenschaftler Friedrich Creuzer bleibt unerfüllt. Karoline von Günderode macht ihrem von allen Seiten eingeschränkten Leben selbst ein Ende. Bettina Brentano verarbeitet das Schicksal ihrer Jugendfreundin in dem Briefroman *Die Günderode* und setzt ihr damit ein Denkmal.

In der Literaturwissenschaft wird Karoline von Günderode lange abwertend beurteilt. Erst in neuerer Zeit lernt man vor allem ihre Lyrik schätzen und ist fasziniert von einer Frau, die sich von ihren Gefühlen leiten läßt.¹²

Die eine Klage

Wer die tiefste aller Wunden
Hat in Geist und Sinn empfunden
Bitter Trennung Schmerz;
Wer geliebt was er verlohren,
5 Lassen muß was er erkohren,
Das geliebte Herz,

Der versteht in Lust die Thränen
Und der Liebe ewig Sehnen
Eins in Zwei zu sein,
10 Eins im Andern sich zu finden,
Daß der Zweiheit Grenzen schwinden
Und des Daseins Pein.

Wer so ganz in Herz und Sinnen
Konnt' ein Wesen lieb gewinnen
15 O! den tröset's nicht
Daß für Freuden, die verlohren,
Neue werden neu gebohren:
Jene sind's doch nicht.

Das geliebte, süße Leben,
20 Dieses Nehmen und dies Geben
Wort und Sinn und Blick,
Dieses Suchen und dies Finden,
Dieses Denken und Empfinden
Giebt kein Gott zurück.

Welche Situation beschreibt das Gedicht? Wer ist in der ersten Strophe gemeint? Handelt es sich um eine subjektive Erfahrung?

Erfährt man etwas über die Person, die geliebt und deren Liebe verloren wurde?

In der dritten Strophe wird ein möglicher Trost angeboten. Wird er angenommen?

Welche Art von Beziehung wird in der letzten Strophe als erstrebenswert beschrieben? Unter welchen Voraussetzungen kann eine solche Beziehung nur verwirklicht werden?

¹² Eine erfundene Begegnung der Günderode mit Kleist beschreibt Christa Wolf in *Kein Ort. Nirgends*. Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1977.

Novalis

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren (1800)

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
 Sind Schlüssel aller Kreaturen
 Wenn die so singen, oder küssen,
 Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
 5 Wenn sich die Welt ins freie Leben
 Und in die Welt wird zurückbegeben,
 Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
 Zu echter Klarheit wieder gatten,
 Und man in Märchen und Gedichten
 10 Erkennt die wahren Weltgeschichten,
 Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
 Das ganze verkehrte Wesen fort.

Jacob und Wilhelm Grimm

Kinder- und Hausmärchen (1806–1812). Zweiter Teil (1814)

Nr. 31 Von einem eigensinnigen Kinde

Es war einmal ein Kind eigensinnig und that nicht was seine Mutter haben wollte. Da hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und es ward krank, und kein Arzt konnt' ihm helfen und bald lag es auf dem Todtenbettchen. Als es ins Grab versenkt war, und
 5 Erde darüber gedeckt, kam auf einmal sein Aermchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber legten, so half das nicht, es kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selber zum Grab gehen und mit der Ruthe auf das Aermchen schlagen, und wie sie das gethan hatte, zog es sich hinein und hatte nun erst Ruh unter der Erde.

10 Anmerkung der Brüder Grimm aus dem Anhang zu Nr. 31 Das eigensinnige Kind

(Hessisch.) Einfach kindliche Lehre, wie im Märchen vom alten Großvater I. 78. und vom gestohlenen Heller I. 7. Das Herauswachsen der Hand aus dem Grabe ist ein weit verbreiteter Aberglaube und gilt nicht blos von Dieben, sondern von Frevlern an gebannten Bäumen (Schillers Tell Act. 3 Sc. 3.), von Vatermördern (Wunderhorn I. 15 226). In Schimpf und Ernst ist noch eine andere Erzählung von einem Arm, der aus

Die »Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm« sind durch Clemens Brentano und Achim von Arnim angeregt worden. In der Vorrede zum Ersten Band, der rechtzeitig zum Weihnachtsfest 1812 erschien, gaben die Brüder das Jahr 1806 als Beginn ihrer Sammeltätigkeit an.

dem Grab hervorreckt (dän. Ausg. p. 218). Es ist auch nur eine bloße Veränderung der nämlichen Idee, wenn aus dem Hügel und Mund Begrabener, Blumen oder beschriebene Zettel, ihre Schuld oder Unschuld anzuzeigen, wachsen. Es ist auch die Sage und der Glauben, daß dem, welcher seine Eltern schlägt, die Hand aus der Erde wächst; so ist
 20 der Fuchsthurm auf dem Hausberg bei Jena der kleine Finger eines versunkenen Riesen, der Hand an seine Mutter gelegt hatte.

Adelbert von Chamisso

Die Weiber von Winsperg (1831)

Der erste Hohenstaufen, der König Konrad lag
 Mit Heeresmacht vor Winsperg seit manchem langen Tag;
 Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
 Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

5 Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn;
 Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
 Ihr habt mir hier erschlagen gar manchem Degen werth,
 Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert.

Da sind die Weiber kommen: und muß es also sein,
 10 Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein.
 Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
 Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

Die Weiber mögen abzieh'n und jede habe frei,
 Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
 15 Laßt zieh'n mit ihrer Bürde sie ungehindert fort,
 Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
 Da hat ein sel'tnes Schauspiel vom Lager man geschaut;
 Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
 20 Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
 Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut,
 Halt an die argen Weiber! ruft drohend mancher Wicht; –
 Der Kanzler spricht bedeutsam: das war die Meinung nicht.

3 Der Welfe war geschlagen: gemeint ist Welf VI. Konrad III. belagerte seit November 1140 die Burg Weinsberg in der Nähe von Heilbronn. Welf, der zum Einsatz herbeigeilt war, wurde geschlagen, und die welfische Besatzung der Burg mußte kapitulieren. Die volkstümliche Überlieferung gilt auch in der Geschichtswissenschaft als glaubwürdig.

25 Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht.

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweihet.
30 Die Sage schallt herüber aus halbvergeß'ner Zeit.
Im Jahr elfhundert vierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

Achim von Arnim | Clemens Brentano

Aus: Des Knaben Wunderhorn (1802–1805)

Die traurig prächtige Braut
Mündlich

Komm heraus, komm heraus du schöne, schöne Braut,
deine gute Tage sind alle alle aus.

5 O weiele weh! O weiele weh!
Was weinet die schöne Braut so sehr,
mußt die Jungfern lassen stehn,
zu den Weibern mußt du gehn.

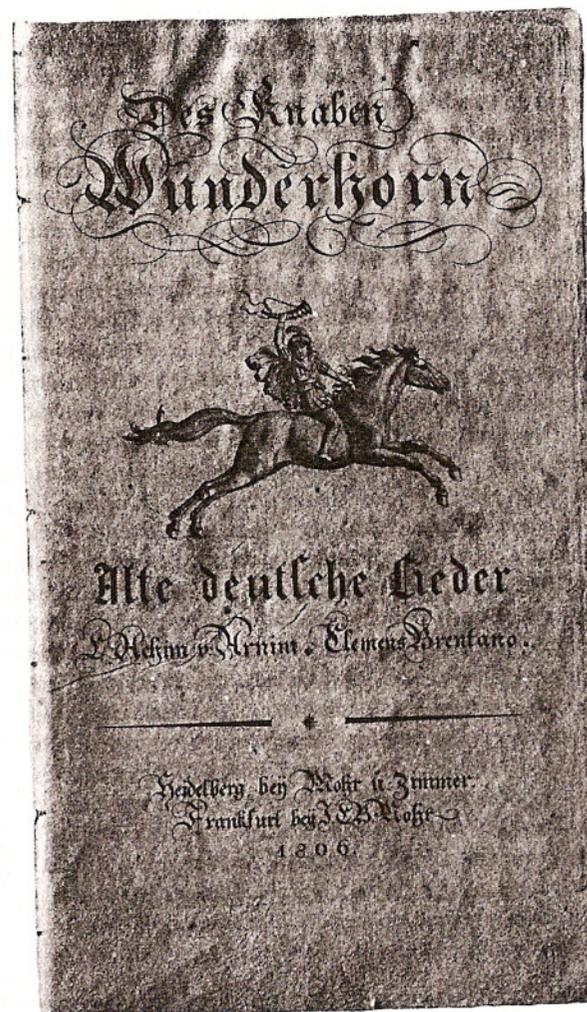
10 Lege an, lege an auf kurze kurze Zeit
darfst du ja wohl tragen das schöne Hochzeitskleid.
O weiele weh! O weiele weh!
Ach was weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt dein Härlein schließen ein
in dem weißen Häubelein.

15 Lache nicht, lache nicht, deine rote rote Schuh
werden dich wohl drücken, sind eng genug dazu.
O weiele weh, o weiele weh!
Ach was weinet die schöne Braut so sehr.
Wenn die andern tanzen gehn
20 wirst du bei der Wiege stehn.

Winke nur winke nicht, sind gar leichte leichte Wink
bis du an dem Finger einen goldnen Hochzeitring.

O weiele weh, o weiele weh!
Ach was weinet die schöne Braut so sehr!
25 Goldne Ketten legst du an,
mußt in ein Gefängnis gahn.

Springe heut, springe heut deinen letzten letzten Tanz,
morgen kannst du weinen auf den schönen Hochzeitkranz.
O weiele weh, o weiele weh!
30 Ach was weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Blumen lassen stehn.
Auf den Acker mußt du gehn.



Titelblatt des ersten Bandes von 1806.
Der Entwurf der Titelvignette stammt von Clemens Brentano.

diese Weise seine Pflicht als würdiger Katzenfreund erfüllte, diejenigen bedürftigen
 110 Kater mürrisch anknurren, die außerdem noch etwas von ihm verlangten. Ein treuer
 Freund in der Not? Ja! denn geriet er in Not, so ließ er nicht ab selbst von denjenigen
 Freunden, die er sonst ganz vernachlässigt, ganz vergessen hatte. – Verewigter! was soll
 ich noch sagen von deinem Heldenmut, von deinem hohen geläuterten Sinn für alles
 Schöne und Edle, von deiner Gelehrsamkeit, von deiner Kunstkultur, von all den
 115 tausend Tugenden, die sich in dir vereinten! Was, sag' ich, soll ich sagen davon, ohne
 unsern gerechten Schmerz über dein klägliches Hinscheiden nicht noch um vieles zu
 vermehren! – Freunde, gerührte Brüder! – denn in der Tat, an einigen unzweideutigen
 Bewegungen bemerke ich zu meiner nicht geringen Befriedigung, daß es mir gelang,
 euch zu rühren. – Also! – gerührte Brüder! – Laßt uns ein Beispiel nehmen an diesem
 120 Verstorbenen, laßt uns alle Mühe anwenden, ganz in seine würdige Fußtapfen zu treten,
 laßt uns ganz das sein, was der Vollendete war, und auch wir werden im Tode die Ruhe
 des wahrhaft weisen, des durch Tugenden jeder Art und Gattung geläuterten Katers
 genießen, wie dieser Vollendete! – [...]



Hoffmann, auf dem Kater Murr reitend,
 wehrt sich gegen die preußische Bürokratie;
 vermutlich eine Karikierung
 auf den Oberregierungsrat von Kamptz,
 Federzeichnung von E. T. A. Hoffmann, 1821

Novalis
 Heinrich von Ofterdingen (1799)

Erster Teil
 Die Erwartung
 Erstes Kapitel

Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor
 5 den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem
 Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des
 Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches
 Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst; fern ab liegt mir alle Habsucht,
 aber die blaue Blume schn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn,
 10 und ich kann nichts Anderes dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe
 gewesen, es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wär' in eine andere Welt hinüber
 geschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen
 bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich
 damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen
 15 ähnlichen Menschen gesehen; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden
 ergriffen worden bin; die Anderen haben ja das Nämliche gehört, und Keinem ist so
 etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden
 kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht
 gegenwärtig habe, befällt mich ein so tiefes, inniges Treiben, das kann und wird Keiner
 20 verstehn. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und
 dächte; mir ist seitdem Alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie
 da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist
 gerade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen
 ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viele Worte geben, die ich nicht weiß,
 25 wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser Alles begreifen. Sonst tanzte ich gern, jetzt
 denke ich lieber nach der Musik. Der Jüngling verlor sich allmählig in süßen Phantasien
 und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabschlichen Fernen, und wilden,
 unbekanntem Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit;
 wunderliche Thiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, im
 30 wilden Getümmel, in stillen Hütten. Er gerieth in Gefangenschaft und in die schmäh-

4 die Wanduhr: ein Anachronismus, da der Roman im 13. Jhd. spielt, Uhren aber erst im 16. Jhd. weitere Verbreitung fanden. Die sagenhafte Gestalt des mittelalterlichen Dichters Heinrich von Ofterdingen lernte Novalis aus dem »Chronicon Thuringiae« und der »Vita S. Elisabethae« von Johannes Rothe (um 1420) kennen 9 die blaue Blume: sie ist das bekannteste Symbol des ganzen Romans mit zahlreichen Vorbildern. Beispiele dafür sind eine Wunderblume im Kyffhäuser nach einer thüringischen Volkssage, die blaue Lotos der Inder oder Gustavs Traum von einer ihn einsaugenden Blume in Jean Pauls »Unsichtbarer Loge«. Die Blume wurzelt in der Erde und hat die Farbe des Himmels – so ist sie Symbol der Vereinigung und des Friedens, der Liebe und Poesie.

lichste Noth. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft, und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu sein schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeit lang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg, und oben in unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem Becken von Neuem sammelten. Die Flüssigkeit glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören: eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiß, sondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, blauliches Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken, und benetzte seine Lippen. Es war, als verdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn, sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendroths, eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm sich zu vermischen; neue, niegesehene Bilder entstanden, die auch in einander flossen, und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen ihm an. Die Flut schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten.

Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloß. Eine Art von süßem Schummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rand einer Quelle, die in die Luft hinausquoll, und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche; der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstliche Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume, und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfang; die Blätter

wurden glänzender und schmiegteten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte, und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu sein; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen, und erwiderte ihre herzliche Umarmung.

»Du Langschläfer«, sagte der Vater, »wie lange sitze ich schon und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn schlafen lassen. Auf's Frühstück habe ich auch warten müssen. Klüglich hast du den Lehrstand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe sagen lassen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weisen Vorfahren zu studiren.« »Lieber Vater«, antwortete Heinrich, »werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr sonst nicht an mir gewohnt seid. Ich schlief erst spät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erschien, den ich lange nicht vergessen werde und von dem mich dünkt, als sei er mehr als bloßer Traum gewesen.« »Lieber Heinrich«, sprach die Mutter, »du hast dich gewiß auf den Rücken gelegt oder beim Abendsegen fremde Gedanken gehabt. Du siehst auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß du munter wirst.«

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emsig fort und sagte: »Träume sind Schäume, mögen auch die hochgelehrten Herren davon denken, was sie wollen, und du thust wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und schädlichen Betrachtungen abwendest. Die Zeiten sind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Gesichte sich gesellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe gewesen ist. Damals muß es eine andere Beschaffenheit mit den Träumen gehabt haben, so wie mit den menschlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geschichten und Schriften sind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdischen Welt, so weit wir sie nöthig haben, zu Theil wird; und statt jener ausdrücklichen Offenbarung redet jetzt der heilige Geist mittelbar durch den Verstand kluger und wohlgesinnter Männer, und durch die Lebensweise und Schicksale frommer Menschen zu uns. Unsere heutigen Wunderbilder haben mich nie sonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unsere Geistlichen davon erzählen. Indeß mag sich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl, Jemanden in seinem Vertrauen irre zu machen.« – »Aber, lieber Vater, aus welchen Gründen seid ihr so den Träumen entgegen, deren seltsame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unser Nachdenken gewißlich rege machen müssen? Ist nicht jeder, auch der verworrenste Traum eine sonderliche Erscheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutsamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang ist, der mit tausend Falten in unser Inneres hereinfällt? In den weisesten Büchern findet man unzählige Traumgeschichten von

115 glaubhaften Menschen, und erinnert euch nur noch des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der euch selbst so merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne diese Geschichten, wenn ihr zuerst in eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet ihr nicht erstaunen, und euch die Wunderbarkeit dieser, uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abstreiten lassen! Mich dünkt der
120 Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Phantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durch einander wirft, und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als
125 eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß ist der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirksamer Zufall in meinem Leben gewesen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und sie in mächtigem Schwunge forttreibt.«

[...]

Bettina von Arnim
Über die Günderode (1833)

Aus Bettinas Bericht über den Selbstmord Karoline von Günderodes wird hier nur der erste Teil wiedergegeben. Der Auszug charakterisiert rückblickend die

maßvolle, reifere Günderode und gibt einen Einblick in die Freundschaft zweier romantischer Dichterinnen.

Über die Günderode ist mir am Rhein unmöglich zu schreiben, ich bin nicht so empfindlich, aber ich bin hier am Platz nicht weit genug von dem Gegenstand ab, um ihn ganz zu übersehen; – gestern war ich da unten, wo sie lag; die Weiden sind so gewachsen, daß sie den Ort ganz zudecken, und wie ich mir so dachte, wie sie voll
5 Verzweiflung hierherlief und so rasch das gewaltige Messer sich in die Brust stieß, und wie das tagelang in ihr gekocht hatte, und ich, die so nah mit ihr stand, jetzt an demselben Ort, gehe hin und her an demselben Ufer, in süßem Überlegen meines Glückes, und alles und das Geringste, was mir begegnet, scheint mir mit zu dem Reichtum meiner Seligkeit zu gehören: da bin ich wohl nicht geeignet, jetzt alles zu

Karoline von Günderode (1780–1806), die Tochter eines badischen Regierungs- und Hofrats, wuchs in Hanau auf und war zwischen 1797 und 1799 Stiftsdame im Cronstetten-Hynspersgischen evangelischen Damenstift in Frankfurt am Main. Sie war mit Clemens und Bettina Brentano befreundet, lernte 1799 den Rechtsgelehrten von Savigny und im Frühjahr 1804 den Heidelberger Professor der Philologie und Geschichte Friedrich Creuzer kennen. Sie schrieb sehr empfindsame, melancholische Gedichte (»Gedichte und Phantasien«, 1804), später auch Schauspiele und kämpfte sehr um die Liebe zu Creuzer, der sich ihrerwegen von seiner um 13 Jahre älteren Frau scheiden lassen wollte. Als Karoline erfuhr, daß Creuzer nach einer lebensgefährlichen Erkrankung seine Pflicht erkannt habe und seine Gattin behalten wolle – so schreibt Clemens Brentano in einem Brief an Achim von Arnim im August 1806 –, erdolchte sie sich am 26. 7. 1806 in Winkel am Rhein.



Caspar David Friedrich,
Frau am Fenster, 1822

10 ordnen und den einfachen Faden unseres Freundelevens, von dem ich doch nur alles anspinnen könnte, zu verfolgen. – Nein, es kränkt mich, und ich mache ihr Vorwürfe, wie ich ihr damals in Träumen machte, daß sie die schöne Erde verlassen hat; sie hätt noch lernen müssen, daß die Natur Geist und Seele hat und mit dem Menschen verkehrt und sich seiner und seines Geschickes annimmt und daß Lebensverheißungen
 15 in den Lüften uns umwehen; ja, sie hat's böß mit mir gemacht, sie ist mir geflüchtet, grade wie ich mit ihr teilen wollte alle Genüsse. Sie war so zaghaft; eine junge Stiftsdame, die sich fürchtete, das Tischgebet laut herzusagen; sie sagte mir oft, daß sie sich fürchtete, weil die Reihe an ihr war; sie wollte vor den Stiftsdamen das Benedicite nicht laut hersagen; unser Zusammenleben war schön, es war die erste Epoche, in der
 20 ich mich gewahr ward; – sie hatte mich zuerst aufgesucht in Offenbach, sie nahm mich bei der Hand und forderte, ich solle sie in der Stadt besuchen; nachher waren wir alle Tage beisammen, bei ihr lernte ich die ersten Bücher mit Verstand lesen, sie wollte mich Geschichte lehren, sie merkte aber bald, daß ich zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt war, daß mich die Vergangenheit hätte lange fesseln können; – wie gern ging ich zu ihr!
 25 Ich konnte sie keinen Tag mehr missen, ich lief alle Nachmittage zu ihr; wenn ich an die Tür des Stifts kam, da sah ich durch das Schlüsselloch bis nach ihrer Tür, bis mir aufgetan ward; – ihre kleine Wohnung war ebner Erde nach dem Garten; vor dem Fenster stand eine Silberpappel, auf die kletterte ich während dem Vorlesen; bei jedem Kapitel erstieg ich einen höheren Ast und las von oben herunter; – sie stand am Fenster
 30 und hörte zu und sprach zu mir hinauf, und dann und wann sagte sie: »Bettine, fall nicht«; jetzt weiß ich erst, wie glücklich ich in der damaligen Zeit war, denn weil alles, auch das Geringste, sich als Erinnerung von Genuß in mich geprägt hat; – sie war so sanft und weich in allen Zügen wie eine Blondine. Sie hatte braunes Haar, aber blaue Augen, die waren gedeckt mit langen Augenwimpern; wenn sie lachte, so war es nicht
 35 laut, es war vielmehr ein sanftes gedämpftes Girren, in dem sich Lust und Heiterkeit sehr vernehmlich aussprach; – sie ging nicht, sie wandelte, wenn man verstehen will, was ich damit auszusprechen meine; – ihr Kleid war ein Gewand, was sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her; – ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Wort schlank ausdrücken
 40 könnte; sie war schüchtern-freundlich und viel zu willenlos, als daß sie in der Gesellschaft sich bemerkbar gemacht hätte. Einmal aß sie bei dem Fürst Primas mit allen Stiftsdamen zu Mittag; sie war im schwarzen Ordenskleid mit langer Schleppe und weißem Kragen mit dem Ordenskreuz; da machte jemand die Bemerkung, sie sähe aus wie eine Scheingestalt unter den andern Damen, als ob sie ein Geist sei, der eben in die
 45 Luft zerfließen werde. – Sie las mir ihre Gedichte vor und freute sich meines Beifalls, als wenn ich ein großes Publikum wär; ich war aber auch voll lebendiger Begierde, es anzuhören; nicht als ob ich mit dem Verstand das Gehörte gefaßt habe – es war vielmehr ein mir unbekanntes Element, und die weichen Verse wirkten auf mich wie der Wohllaut einer fremden Sprache, die einem schmeichelt, ohne daß man sie übersetzen kann. – Wir lasen zusammen den »Werther« und sprachen viel über den Selbst-
 50 mord; sie sagte: »Recht viel lernen, recht viel fassen mit dem Geist, und dann früh

sterben; ich mag's nicht erleben, daß mich die Jugend verläßt«; wir lasen vom Jupiter Olymp des Phidias, daß die Griechen von dem sagten, der Sterbliche sei um das Herrlichste betrogen, der die Erde verlasse, ohne ihn geschen zu haben. Die Gänderode
 55 sagte: »Wir müssen ihn sehen, wir wollen nicht zu den Unseligen gehören, die so die Erde verlassen.« Wir machten ein Reiseprospekt, wir erdachten unsre Wege und Abenteuer, wir schrieben alles auf, wir malten alles aus, unsre Einbildung war so geschäftig, daß wir's in der Wirklichkeit nicht besser hätten erleben können; oft lasen wir in dem erfundenen Reisejournal und freuten uns der allerliebsten Abenteuer, die wir drin
 60 erlebt hatten, und die Erfindung wurde gleichsam zur Erinnerung, deren Beziehungen sich noch in der Gegenwart fortsetzten. Von dem, was sich in der Wirklichkeit ereignete, machten wir uns keine Mitteilungen; das Reich, in dem wir zusammentrafen, senkte sich herab wie eine Wolke, die sich öffnete, um uns in ein verborgenes Paradies aufzunehmen; da war alles neu, überraschend, aber passend für Geist und Herz; und so
 65 vergingen die Tage. [...]

Joseph von Eichendorff
 Ahnung und Gegenwart (1811)

Gegen Abend kommen die beiden Freunde Friedrich und Leontin auf ihrer Wanderung in die Nähe des Schlosses des Herrn von A., betrachten eine Ernteszene und werden vom Schloßherrn und seiner Schwester zum Verweilen eingeladen. Nach dem

Abendessen folgen Gespräche über Kindererziehung, zur Klavierbegleitung singt man noch einige Lieder, und die Gäste ziehen sich auf ihr Zimmer zurück. Der Auszug stellt das romantische Verhältnis von Landschaft und Menschen beispielhaft dar.

Erstes Buch. 7. Kapitel

[...]

Das Schlafzimmer der beiden Gäste war sehr nett und sauber zubereitet, die Fenster gingen auf den Garten hinaus. Eine geheimnisvolle Aussicht eröffnete sich dort über den Garten weg in ein weites Tal, das in stiller, nächtlicher Runde vor ihnen lag. In
 5 einiger Ferne schien ein Strom zu gehen, Nachtigallen schlugen überall aus den Tälern herauf. Das muß hier eine schöne Gegend sein, sagte Leontin, indem er sich zum Fenster hinauslehnte. Sie kommt mir vor wie die Menschen hier im Hause, entgegnete Friedrich. Wenn ich in einen solchen abgeschlossenen Kreis von fremden Menschen
 hineintrete, ist es mir immer, als sähe ich von einem Berg in ein unbekanntes, weites,
 10 nächtliches Land. Da gehen stille breite Ströme und tausend verborgene Wunder liegen seltsam zerstreut, und die fröhliche Seele dichtet bunte, lichte, glückliche Tage in die verworrene Dämmerung hinein. Ich habe oft gewünscht, daß ich die meisten Menschen niemals zum zweiten Male wiedersähen und näher kennen lernen dürfte, oder
 15 daß ich immer aufgeschrieben hätte, wie mir jeder zum ersten Male vorkam. – Wahrhaftig, fiel ihm Leontin lachend ins Wort, sprichst du doch, als wärest du von neuem verliebt. Aber du hast ganz recht, mir ist ebenso zumute, und es ist nur schade um ein redliches Herz, das durch eine immerwährende Täuschung so entherzt wird. Denn

wenn in jene schöne, ungewisse Nacht der ersten Bekanntschaft nach und nach der Tag anfängt herüberzuschien und die nüchternen Hähne krähen, da schleicht ein wunderbarer Geist nach dem andern abseits; was in der Nacht wie ein dunkler Riese dastand, wird ein krummer Baum, das Tal, das aussah wie eine umgeworfene, uralte römische Stadt, wird ein gemeines Ackerfeld, und das ganze Märchen nimmt ein schales Ende. Ich könnte so fromm sein wie ein Lämmchen und niemals eine Anwandlung von Witz verspüren, wenn nicht alles so dumm ginge. – Friedrich sagte darauf: Nimm dich in acht mit deinem Übermute! Es ist leicht und angenehm, zu verspotten, aber mitten in der Täuschung den großen, herrlichen Glauben an das Bessere festzuhalten, und die andern mit feurigen Armen emporzuheben, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen. – Ich sage dir in vollem Ernst, erwiderte Leontin ungewein liebenswürdig, du wirst mich noch einmal ganz bekehren, du seltsamer Mensch. Gott weiß es wohl, mir fehlt noch viel daß ich gut wäre. –

Am Morgen strahlte die Gegend in einem zauberischen Glanze in ihre Fenster herauf. Sie eilten in den Garten hinab, wo sie nicht wenig über die Schönheit der Landschaft erstaunten. Der Garten selbst stand auf einer Reihe von Hügeln, wie eine frische Blumenkrone über der grünen Gegend. Von jedem Punkt desselben hatte man die erheiternde Aussicht in das Land, das wie in einem Panorama ringsherum ausgebreitet lag. Nirgends bemerkte man weder eine französische noch englische durchgreifende Regel, aber das Ganze war ungewein erquicklich, als hätte die Natur aus fröhlichem Übermute sich selber aufschmücken wollen.

Herr v. A. und seine Schwester, letztere, wie wir später sehen werden, wohl nicht ohne besondere Absicht, baten ihre Gäste recht herzlich und dringend, längere Zeit bei ihnen zu verweilen, und beide willigten gern in den angenehmen Aufenthalt. Doch erst, als die allmähliche Gewohnheit des Zusammenlebens ihnen das Bürgerrecht des Hauses erteilt hatte, empfanden sie die Wohltat des stillen, gleichförmigen, häuslichen Lebens und labten sich an diesem immer neu erfreulichen Schauspiel, das über gutgeartete Gemüter eine Ruhe und einen gewissen festen Frieden verbreitet, den viele ein Leben lang in der bunten Weltlust oder in der Wissenschaft selber vergebens suchen.

Wenn die Sonne über den Gärten, Bergen und Tälern aufging, flog auch schon alles aus dem Schlosse nach allen Seiten aus. Herr v. A. fuhr auf die Felder, seine Schwester und das Fräulein hatten im Hofe zu tun und wurden gewöhnlich erst gegen Mittag in reinlichen, weißen Kleider sichtbar. Friedrich und Leontin wohnten eigentlich den ganzen Vormittag draußen in dem schönen Garten. Auf Friedrich hatte das stille Leben den wohlthätigsten Einfluß. Seine Seele befand sich in einer kräftigen Ruhe, in welcher allein sie in stande ist, gleich dem unbewegten Spiegel eines Sees, den Himmel in sich aufzunehmen. Das Rauschen des Waldes, der Vogelsang ring um ihn her, diese seit

27 mit feurigen Armen emporzuheben: vgl. Goethes Ballade »Der Gott und die Bajadere« (1798): »Unsterbliche heben verlorene Kinder / mit feurigen Bergen zum Himmel empor« 36 weder eine französische noch eine englische durchgreifende Regel: gemeint ist, daß der Garten weder im französischen noch im englischen Stil angelegt ist

55 seiner Kindheit entbehrte grüne Abgeschiedenheit, alles rief in seiner Brust jenes ewige Gefühl wieder hervor, das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen, gleich Radien, ausgehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerzlichen schönen Spiele der Erscheinung gestalten. Alles Durchlebte und Vergangene geht noch einmal ernster und würdiger an uns vorüber, eine überschwengliche Zukunft legt sich, wie ein Morgenrot, blühend über die Bilder, und so entsteht aus Ahnung und Erinnerung eine neue Welt in uns und wir erkennen wohl alle die Gegenden und Gestalten wieder, aber sie sind größer, schöner und gewaltiger und wandeln in einem anderen wunderbaren Lichte. Und so dichtete hier Friedrich unzählige Lieder und wunderbare Geschichten aus tiefster Herzenslust, und es waren fast die 65 glücklichsten Stunden seines Lebens.

Oft besuchte ihn dort Herr v. A. in seiner Werkstatt, doch immer nur auf kurze Zeit, um ihn nicht zu stören; denn er schien eine heilige Scheu vor allem zu haben, womit es einem Menschen ernst war, obschon er, wie Friedrich aus mehreren Äußerungen bemerkt hatte, insbesondere von der Dichtkunst gar nichts hielt. Er war einer von jenen, die, durch einseitige Erziehung und eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen ermüdet, den lebendigen Glauben an Poesie, Liebe, Heldenmut und alles Große und Ungewöhnliche im Leben aufgegeben haben, weil es sich so ungefüge gebärdet und nirgends mehr in die Zeit hineinpassen will. Zu überdrüssig, um sich diese Rätsel zu lösen, und doch zu großmütig, um sich in das wichtigtuende Nichts der andern einzulassen, ziehen sich solche Menschen nach und nach kalt in sich selbst zurück und erklären zuletzt alles für eitel und Affektation. Daher liebte er die beiden Gäste, welche seine meist sehr genialen Bemerkungen, mit denen er das Erbärmliche aller Affektation auf die höchste Spitze des Lächerlichen zu stellen pflegte, immer sogleich verstanden und würdigten. Überhaupt waren ihm diese beiden eine ganz neue Erscheinung, die ihn oft in seiner Apathie irre machte, und er gewann während ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse eine ungewöhnliche Heiterkeit und Lust an sich selber. Übrigens war er bis zur Sonderbarkeit einfach, redlich und gutmütig, und Friedrich liebte ihn unaussprechlich. [...]

77 Affektation: Getue, Ziererei.

Friedrich Schlegel

Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden,
die Schweiz und einen Teil von Frankreich (1805)

Rheinfahrt

[...]

Bei dem freundlichen Bonn fängt die eigentlich schöne Rheingegend an; eine reichgeschmückte breite Flur, die sich wie eine große Schlucht zwischen Hügeln und Bergen eine Tagereise lang hinaufzieht bis an den Einfluß der Mosel bei Koblenz; von da bis St. Goar und Bingen wird das Tal immer enger, die Felsen schroffer, und die Gegend wilder; und hier ist der Rhein am schönsten. Überall belebt durch die geschäftigen Ufer, immer neu durch die Windungen des Stroms, und bedeutend verziert durch die kühnen, am Abhange hervorragenden Bruchstücke alter Burgen, scheint diese Gegend mehr ein in sich geschlossenes Gemälde und überlegtes Kunstwerk eines bildenden Geistes zu sein, als einer Hervorbringung des Zufalls zu gleichen. Von der flachen Gegend hinaufwärts macht den Anfang unter den vielen Ruinen, welche den Rhein verherrlichen, der Godesberg; eine der schönsten, nicht wegen der Höhe und Kühnheit, wohl aber wegen der reichen Aussicht und anmutigen Lage. Der etwas ferner gegenüber erscheinende Drachenfels macht schon die Erwartung rege nach alle den wilden und seltsamen Felsburgen, die den Fluß aufwärts umgrenzen. – Man betrachtet solche Ruinen alter Burgen entweder nur mit einer oberflächlichen ästhetischen Rührung, als den unentbehrlichen romantischen Hintergrund für allerlei beliebige moderne Gefühle, oder man sieht darin nur Raubschlösser, welche nach angeordnetem Landfrieden zerstört worden sind und zerstört werden mußten; unstreitig waren das viele, vielleicht die meisten von denen, deren Trümmer man jetzt noch sieht; aber man sollte nicht immer und überall nur die letzte Entartung mit der Sache selbst verwechseln, und so sich selber den Sinn für die herrlichsten Denkmale der Vergangenheit abstumpfen. Wenn wir nur die Geschichte aufrichtig befragen wollten, sie würde uns, glaube ich, belehren, daß es manche solcher Burgen gab, Jahrhunderte, ehe die große Fehde zwischen dem Landadel und den reichen Handelsstädten in eine Art von fortgehenden Bürgerkrieg ausgebrochen war, jahrhundertlang, ehe noch an eigentliches Faustrecht, Landfrieden, und was dem weiter anhängen mag, gedacht worden war; ja, daß die Neigung der Deutschen, auf Bergen zu wohnen, an Bergen vorzüglich sich anzusiedeln, so alt sei, daß man diese Neigung wohl nicht mit Unrecht zu dem ursprünglichen Charakter der Nation rechnen könnte. Eine erhabene und edle Neigung! Schon ein Blick von der Höhe, ein Atemzug auf freien Bergen, versetzt uns wie in eine andere leichtere Welt, ist uns ein erquickendes Labsal, wo wir das Einerlei der Fläche vergessen, und neuen Lebensmut einsaugen im Anblick des herrlichen Erdbodens vor uns. Aber wie ganz anders muß es erst sein, immer da zu wohnen und zu sein, wo wir jetzt einmal an seltenen Tagen mühsam hinaufsteigen, um doch auch einmal zu fühlen, wie einem zumute sein muß, der da lebt und in Freiheit atmet; immer die Erde vor sich zu sehen in ihrem reichen Schmuck, in allen Zeiten des Tages und des Jahrs, wo

alles sich deutlicher und merkwürdiger zeigt, das Ziehen der Wolken, das Aufblühen des Frühlings, mondhele Nacht, ja selbst Ungewitter, und die weißen Felder des Winters. Für mich sind nur die Gegenden schön, welche man gewöhnlich rauh und wild nennt; denn nur diese sind erhaben, nur erhabene Gegenden können schön sein, nur diese erregen den Gedanken der Natur. Der Anblick üppiger reicher Fluren erweckt auf eine angenehme Weise zum freudigen Genuß des Lebens; wenn man lang in Städten gefangen saß; diese blühenden Reize der Natur rühren um so kräftiger an unser Herz, je seltener sie genossen werden. Alles ist da nur Gefühl einer angenehmen lieblichen Gegenwart, nichts erinnert uns an die große Vergangenheit. Jene Felsen aber, die wie sprechende Denkmale von den alten Kriegen im Reiche der noch wilden Natur dastehen, von den furchtbaren Kämpfen der in ihrer Gestaltung gewaltsam ringenden Erde so deutlich reden, sind ewig schön, und machen immer den gleichen, nie ermattenden Eindruck. Wie das Rauschen des Waldes, das Brausen der Quelle uns ewig in dieselbe Schwermut versenkt, wie das einsame Geschrei wilder Vögel eine schmerzlich freudige Unruh und Begierde der Freiheit ausdrückt, so fühlen wir in dem Anblick der Felsen immer die Natur selbst; denn nur in den Denkmalen alter Naturzeiten, wenn Erinnerung und Geschichte in großen Zügen vor unser Auge tritt, tun wir einen Blick in die Tiefe dieses erhabenen Begriffs, der nicht beim Genuß der angenehmen Oberfläche schon hervortreten mag. Nichts aber vermag den Eindruck so zu verschönern und zu verstärken, als die Spuren menschlicher Kühnheit an den Ruinen der Natur, kühne Burgen auf wilden Felsen – Denkmale der menschlichen Heldenzeit, sich anschließend an jene höheren aus den Heldenzeiten der Natur; die Quelle der Begeisterung scheint sich sichtbar vor unsern Augen zu ergießen, und der alte vaterländische Strom erscheint uns nun wie ein mächtiger Strom naturverkündender Dichtkunst – [...]

Jene Reihe von Ruinen altdeutscher Burgen, welche den Rheinstrom hinauf und herab so herrlich umkränzen, gibt uns aber außer dem unmittelbaren Naturgefühl noch zu einer andern Betrachtung Gelegenheit; indem wir in dieser ursprünglich deutschen Gewohnheit und Neigung zum kühnsten Felsenbau allerdings das eine Element der späterhin so kunstreich entwickelten gotischen Baukunst bemerken. [...] So plump nun auch die Bauart der Burgen ursprünglich gewesen, so roh sie in den allermeisten Fällen geblieben sein mag, indem gewiß viele tausend Burgen erbaut und wieder zertrümmert wurden, ehe auch nur eine die Kunst und prachtvolle Schönheit der hohen Kaiserburg des Barbarossa erreichte; so hat doch der in diesen altdeutschen Burgen und ihrer Bauart liegende und in ihr entwickelte eigentümliche Sinn, einen unverkennbar großen Einfluß auf die Ausbildung der gotischen Baukunst gehabt. Nicht in einzelnen Ähnlichkeiten besteht derselbe; denn wo sich diese an einigen Kirchen mit den Burgen findet, und in den Zinnen oder der sonstigen Struktur sichtbar hervortritt, da sind es mehrenteils nur Kirchen von einem roheren Baustil, denen dieses eigentümlich ist. In der ganzen Tendenz und innern Idee dieser Bergschlösser aber lag eine Veranlassung, jene kühne, baukünstlerische Phantasie zu erregen und zu nähren, welche die gotische Baukunst in allen ihren Epochen ausgezeichnet hat und gleich bei der ersten Erscheinung und den frühesten Hervorbringungen derselben, von Theodo-

80 rich an, als die auffallendste Eigenschaft und charakteristisches Merkmal derselben aufgefaßt und betrachtet wurde. Die mannigfaltigen Zwecke für Krieg und Frieden, welche in einer solchen Ritterburg vereinigt werden mußten; die verschiedene Lage und Umgebung und die besondern Lokalumstände, worauf dabei Rücksicht zu nehmen war, die oft schwierige und seltsame Gestaltung des Felsengrundes, auf welchem
85 der Bau sich erheben sollte; führten unvermeidlich eine große Unregelmäßigkeit herbei, welche bald ein Wohlgefallen an dem Kühnen und Seltsamen erregte, eine absichtliche Wahl desselben veranlaßte, und jene wunderbare Phantasie in der Bauart begründete, welche das *eine* Element der gotischen Baukunst geworden ist, so wie das andere in dem altchristlichen Kirchenstil und seiner siderischen Bedeutung gefunden
90 war; und diese beiden Elemente zusammengenommen, enthalten eben den vollständigen Aufschluß über das ganze Rätsel dieser sonderbaren Kunsterscheinung. [...]

Clemens Brentano
Lorelay (1800/01)

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

5 Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
10 Vor geistliche Gewalt –
Und mußte sie begnaden;
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
»Du arme Lorelei!
15 Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?« –

»Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
20 Der meine Augen sieht.

Die Augen sind zwei Flammen –
Mein Arm ein Zauberstab –
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!«

25 »Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir recht bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
30 Du schöne Lorelei!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.«

»Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott
35 Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe Keinen mehr, –
Den Tod sollt ihr mir geben,
40 Drum kam ich zu euch her. –

89 siderischen: auf die Gestirne bezogen.

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

45 Die Augen sanft und milde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
50 Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh'.

Drum laßt mein Recht mich finden, 85
Mich sterben, wie ein Christ,
55 Denn Alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist.«

Drei Ritter läßt er holen:
»Bringt sie in's Kloster hin,
Geh', Lore! – Gott befohlen
60 Sei dein berückter Sinn.

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reich.«

65 Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lorelei.

»O Ritter, laßt mich gehen
70 Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
75 Und dann in's Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein.«

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
80 Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: »Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein. –

Mein Herz wird mir so munter,
90 Er muß mein Liebster sein!«
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzt in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
95 Sie mußten All' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
100 Von dem Dreiritterstein:

Lore-Lei
Lore-Lei
Lore-Lei
Als wären es meiner drei.

Der Name, der die von Brentano in Jena gedichtete Romanze berühmt gemacht hat, Lorelei oder Lore-Lay, ist, wie der Dichter Johann Friedrich Böhmer erzählt hat, seine eigene, lautmalerische Erfindung auf der Grundlage von »Lurley«. Das bedeutete ursprünglich: Tochter der Melodie und Sohn des Rhythmus. Die Traditionreihe der Lorelay verläuft über Heine, die Männergesangsvereine des 19. und 20. Jhdts. bis zu den Schiffs- lautsprechern der Köln-Düsseldorfer Linie, welche die neueste Form der Rhein-Romantik beflügeln sollen.

Joseph von Eichendorff
Sehnsucht (1834)

Es schienen so golden die Sterne, Am Fenster ich einsam stand Und hörte aus weiter Ferne Ein Posthorn im stillen Land.	Von schwindelnden Felsenschluchten, Wo die Wälder rauschen so sacht, 15 Von Quellen, die von den Klüften Sich stürzen in die Waldesnacht.
5 Das Herz mir im Leib entbrennte, Da hab ich mir heimlich gedacht: Ach, wer da mitreisen könnte In der prächtigen Sommernacht!	Sie sangen von Marmorbildern, Von Gärten, die überm Gestein In dämmernden Lauben verwildern, 20 Palästen im Mondenschein,
Zwei junge Gesellen gingen 10 Vorüber am Bergeshang, Ich hörte im Wandern sie singen Die stille Gegend entlang:	Wo die Mädchen am Fenster lauschen, Wann der Lauten Klang erwacht Und die Brunnen verschlafen rauschen In der prächtigen Sommernacht. –

Der Abend (1826)

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Mondnacht (1837)

Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt, Daß sie im Blüthenschimmer Von ihm nun träumen müßt'	Die Luft ging durch die Felder, Die Aehren wogten sacht, Es rauschten leis die Wälder, So sternklar war die Nacht.
---	---

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Memento mori! (1839)

Schnapp Austern, Dukaten,
Mußt dennoch sterben!
Dann tafeln die Maden
Und lachen die Erben.

Theodor Körner
Lützow's wilde Jagd (1813)

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darcin,
5 Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
10 Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

15 Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
20 Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Theodor Körner, 1791 in Dresden als Sohn des berühmten Schiller-Freundes Christian Gottfried Körner geboren, hatte sich im März 1813 entschlossen, seinen Platz als Dichter am Wiener Hofburgtheater mit dem Schlachtfeld zu vertauschen und sich als Leutnant und Adjutant des Majors von Lützow den nach diesem benannten Jägern anzuschließen. Vom 24. April 1813, kurz nach einem Besuch der Familie in Dresden, datiert das Zueignungsgedicht der Liedersammlung »Leyer und Schwerdt«. Am 7. Juni wurde er am Kopf schwer verwundet, am 26. August 1813 fiel er bei Rosenberg an der Straße von Gadebusch und Schwerin. Man bestattete ihn noch am selben Tag im nahen Wöbbelin unter einer mächtigen Doppeleiche, und über seinem Grab sangen die Kameraden zur Totenfeier Körners Lieder. Nach ihnen sangen nationalistisch-patriotische Kreise Deutschlands.

Bürger und/oder Künstler? – Der goldne Topf

Kunstmärchen

Im Mittelpunkt der Erzählung steht der Student Anselmus, dessen Beziehungen zur Umwelt immer wieder durch seine Ungeschicklichkeit gestört werden. Wenn er mit jemandem Kontakt aufnehmen will, so mißglückt dies meist. Allerdings merkt der Leser schon bald, daß die Ungeschicklichkeit nur die eine Seite seines Wesens ist: Es ist die Kehrseite seines poetischen Gemüts. Anselmus steht im Bann seiner Phantasien, die seinen bürgerlichen Zeitgenossen unverständlich sind. Sie führen sein seltsames Verhalten meist fälschlich auf zu heftigen Alkoholkonsum zurück.

Der Student Anselmus verliebt sich unter einem Holunderbaum in eine grüne Schlange mit herrlichen blauen Augen. Sie ist in Wirklichkeit Serpentina, die Tochter des Archivarius Lindhorst. Vergebens versucht die Welt der Philister ihn zurückzugewinnen, allen voran Veronika, die Tochter des Konrektors Paulmann, die aus Anselmus unbedingt einen Hofrat machen will. Anselmus tritt als Schreiber in den Dienst von Archivarius Lindhorst, der in Wahrheit ein Geisterfürst ist. In dessen Haus gewinnt Anselmus nach einigen Abenteuern Serpentina und wird mit ihr in das Land Atlantis versetzt, wo er nun selig lebt.



Zeichnung

E. T. A. Hoffmanns

Um sein Werk beenden zu können, wendet sich der Dichter an den Archivarius Lindhorst:

Ich fühlte mich befangen in den Armseligkeiten des kleinlichen Alltagslebens, ich erkrankte in quälendem Mißbehagen, ich schlich umher wie ein Träumender, kurz, ich geriet in jenen Zustand des Studenten Anselmus, den ich dir, günstiger Leser, in der vierten Vigilie⁷ beschrieben. Ich härmte mich recht ab, wenn ich die elf Vigilien, die ich glücklich zustandegebracht, durchlief und nun dachte, daß es mir wohl niemals vergönnt sein werde, die zwölfte als Schlüsselstein hinzuzufügen; denn sooft ich mich zur Nachtzeit hinsetzte, um das Werk zu vollenden, war es, als hielten mir recht tückische Geister (...) ein glänzend poliertes Metall vor, in dem ich mein Ich erblickte, blaß, übermächtig und melancholisch wie der Registrator Heerbrand nach dem Punschrausch. – Da warf ich denn die Feder hin und eilte ins Bett, um wenigstens von dem glücklichen Anselmus und der holden Serpentina zu träumen. So hatte das schon mehrere Tage und Nächte gedauert, als ich endlich ganz unerwartet von dem Archivarius Lindhorst ein Billett erhielt, worin er mir folgendes schrieb: ... Wollen Sie daher die zwölfte Vigilie schreiben, so steigen Sie ihre verdammten fünf Treppen hinunter, verlassen Sie Ihr Stübchen und kommen Sie zu mir! Im blauen Palmbaumzimmer, das Ihnen schon bekannt, finden Sie die gehörigen Schreibmaterialien und Sie können dann mit wenigen Worten den Lesern kundtun, was Sie geschaut, das wird Ihnen besser sein als eine weißläufige Beschreibung eines Lebens, das Sie ja doch nur vom Hörensagen kennen. Mit Achtung
Ew. Wohlgeboren ergebenster
der Salamander Lindhorst,
p. f. Königl. Geh. Archivarius

Hoffmann verwendet in diesem Textausschnitt romantische Ironie. Wo können Sie sie entdecken?

Was halten Sie davon, wenn ein Dichter zunächst eine Stimmung aufbaut, sie dann aber wieder brutal zerstört? Sind Sie enttäuscht, gelangweilt oder belustigt?

⁷ Nachtwache

Der Sandmann⁸

Der Student Nathanael erleidet ein Kindheitstrauma durch die brutale Geschichte vom Sandmann, der den Kindern Sand in die Augen streut, „daß sie blutig zum Kopf herauspringen“. Er identifiziert den Sandmann zunächst mit dem Advokaten Coppelius und später als junger Mann mit dem Brillenmacher Coppola. Es gibt in der ganzen Erzählung ein dichtes Gewebe von Motiven um das „Auge“: bedeutungsvolle Blicke, drohender Augenverlust, Ferngläser. Die Namen Coppelius und Coppola stehen im Zusammenhang mit dem italienischen Wort „coppa“, das Augenhöhle heißt.

Nathanael schwankt zwischen Normalität und Phantasiewelt, die durch die beiden Mädchen Clara, seine Verlobte, und Olimpia, die eigentlich ein Automat ist, verkörpert werden. Clara wehrt sich gegen die dämonischen Mächte, sie meint: „Gerade heraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon Du sprichst, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig teilhatte.“

Am Anfang der Erzählung schreibt Nathanael an seinen Freund über das Kindheitserlebnis. Schon das Aussehen des Advokaten Coppelius versetzt ihn in Entsetzen. Nathanael schildert das eigentliche Geschehen, das für sein Trauma verantwortlich ist:



E. T. A. Hoffmann:
Sandmann

Ich war festgezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart gestraft zu werden, blieb ich stehen, den Kopf lauschend durch die Gardine hervorgestreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! – zum Werk“, rief dieser mit heiserer, schnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finster seinen Schlafrock aus und beide kleideten sich in lange schwarze Kittel. Wo sie die hernahmen, hatte ich übersehen. Der Vater öffnete die Flügeltür eines Wandschranks; aber ich sah, daß das, was ich so lange dafür gehalten, kein Wandschrank, sondern vielmehr eine schwarze Höhlung war, in der ein kleiner Herd stand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme knisterte auf dem Herde empor. Allerlei seltsames Geräte stand umher. Ach Gott! – wie sich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da sah er ganz anders aus. Ein größlicher krampfhafter Schmerz schien seine sanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er sah dem Coppelius ähnlich. Dieser schwang die glutrote Zange und holte damit hellblinkende Massen aus dem dicken Qualm, die er dann emsig hämmerte. Mir war es als würden Menschengesichter ringsumher sichtbar, aber ohne Augen – Scheußliche, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreischte auf von wildem Entsetzen gewaltig erfaßt und stürzte aus meinem Versteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius, „kleine Bestie! – kleine Bestie!“ meckerte er zähnefletschend! – riß mich auf und warf mich auf den Herd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann: „Nun haben wir Augen – Augen – ein schön Paar Kinderaugen.“ So flüsterte Coppelius, und griff mit den Fäusten glutrote Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: „Meister! Meister! laß meinem Nathanael die Augen – laß sie ihm!“

⁸ Jacques Offenbach verarbeitet diese Novelle u. a. in seiner Oper Hoffmanns Erzählungen.

Wofür sind die Augen Symbol? Wie empfinden Sie die Szene? Können Sie verstehen, warum Nathanael so geschockt ist?

Als junger Mann lernt Nathanael Olimpia, die Tochter eines Professors, kennen. Er verliebt sich in sie, ohne zu merken, daß sie ein Automat, eine Puppe ist. Sie fasziniert ihn wegen ihrer Schweigsamkeit – sie kann nur einige stereotype Phrasen sprechen – und Seelenlosigkeit, denn er sucht die Kommunikationslosigkeit. Die folgenden Ausschnitte zeigen Clara bzw. Olimpia:

Für schön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die sich von Amts wegen auf Schönheit verstehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältnisse ihres Wuchses, die Maler fanden Nacken, Schultern und Brust beinahe zu keusch geformt, verliebten sich dagegen sämtlich in das wunderbare Magdalenenhaar. (...) Einer von ihnen, ein wirklicher Phantast, verglich aber

5 höchst seltsamerweise Claras Augen mit einem See von Ruisdael⁹, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes, heitres Leben spiegelt. Clara hatte die lebenskräftige Phantasie des heitern unbefangenen kindischen Kindes, ein



6 tiefes weiblich zartes Gemüt, einen gar hellen scharf sichtenden Verstand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Claras schweigsamer Natur nicht lag, sagte ihnen der helle Blick, und jenes feine ironische Lächeln: „Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuten, daß ich eure verfließende Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll, mit Leben und Regung?“ – Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemütvoll, verständige, kindliche Mädchen, doch keiner so sehr, als Nathanael, der sich in Wissenschaft und Kunst kräftig und heiter bewegte.

Einladung zum Punsch
(Zeichnung von
E. T. A. Hoffmann)

Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie¹⁰ sticte und stricte nicht, sie sah nicht durchs Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schoßhündchen, mit keiner Lieblingskatze, sie drehte kein Papierschnitzchen oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein

- 5 Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen – kurz! – stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: „Ach, Ach!“ – dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!“ – „O du herrliches, du tiefes Gemüt“, rief Nathanael auf seiner Stube: „nur von dir, von dir allein werd ich ganz verstanden.“ Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpias Gemüt täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine Dichtergabe überhaupt recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe die Stimme aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn wohl auch sein; denn mehr Worte als vorhin erwähnt, sprach Olimpia niemals. Erinnernte sich aber auch
- 10 Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpias gänzlich Passivität und Wortkargheit, so sprach er doch: „Was sind Worte – Worte! – Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden.“

⁹ Ruisdael: holländischer Maler des 17. Jh.s

¹⁰ Olimpia

Vergleichen Sie die beiden Frauen! Was stört Nathanael wohl an Clara?

Als Erwachsener sieht Nathanael Coppelius wieder, das löst eine neue Lebenskrise aus, denn Coppelius zerstört Olimpia. Nach diesem Vorfall verfällt Nathanael in Wahnsinn. Er lebt aber ruhig wieder mit Clara zusammen, bis er eines Tages einen Turm besteigt, durch ein Fernrohr blickt und Coppelius entdeckt. Diese dritte Begegnung mit ihm verkräftet er nicht mehr: Er versucht Clara zu ermorden und begeht schließlich Selbstmord.

Was ist schuld an Nathanaels Tod? Wie empfinden Sie es, wenn er sich in eine Puppe verliebt und es gar nicht merkt? Was muß mit ihm vorgegangen sein? Früher hat man solche Leute für verrückt erklärt, wie beurteilt man sie heute?



Adelbert von Chamisso

Adelbert von Chamisso: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*

Adelbert von Chamisso (1781–1838) wird in Frankreich geboren. Auf der Flucht vor der Revolution kommt er mit seinen Eltern nach Berlin; 1798 tritt er als Fähnrich in ein preußisches Infanterieregiment ein. Während seine Verwandten nach Frankreich zurückkehren, bleibt er in Deutschland. 1815–1818 fährt er mit einer russischen Expedition um die Welt.

Peter Schlemihls wundersame Geschichte ist eine Mischung aus romantischem Märchen und realistischer Novelle.

Peter hat einem geheimnisvollen grauen Mann für ein Glückssäcklein, das dauernden Reichtum bedeutet, seinen Schatten gegeben. Trotz seines Reichtums wird er von der Gesellschaft gemieden, weil ihm der Schatten fehlt: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen.“ Bald schon merkt er, daß er einen Fehler gemacht hat:

Ein Mann verliert seinen Schatten

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen, daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegen: Was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Der Mann erscheint wieder und bietet ihm die Rückgabe des Schattens für seine Seele an. Peter schlägt das Angebot aus, wirft das Glückssäcklein weg und findet Siebenmeilenstiefel, mit denen er die Welt durchheilt, bis er zur Ruhe kommt.

Ich fiel in stummer Andacht auf meine Knie und vergoß Tränen des Dankes – denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Es war nicht ein Entschluß, den ich faßte. Ich habe nur seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, gestrengem, unausgesetztem Fleiß darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehngen.

Was wird Schlemihl zum Trost?

Man hat viel über den verlorenen Schatten gerätselt, die häufigste Interpretation ist die, daß der Schatten die Heimat symbolisiere. Man versucht damit Peter Schlemihl autobiographische Züge zu geben, denn Chamisso steht zwischen zwei Vaterländern und ist in keinem heimisch. Auch er findet Ruhe im

Studium der Natur auf seiner Reise um die Welt. Der Schatten könnte aber auch das symbolisieren, was Schlemihl von den anderen unterscheidet; Andersartige werden von der Gesellschaft oft verstoßen. Schlemihl tauscht seinen Schatten gegen Geld, weil er glaubt, daß es ihm bei der Integration in die Gesellschaft hilft. Das Gegenteil ist der Fall: Er wird einsam, er wird isoliert, mitleidige und höhnische Reaktionen verfolgen ihn, seine gesellschaftliche Integration wird verhindert. Erst als er den Goldsäckel fortwirft, gewinnt er gewissermaßen seine Identität zurück. Seine Seele verkauft er dem Grauen nicht mehr, er „steigt aus“. Dieses Aussteigen bedeutet für ihn einen Ausweg aus gesellschaftlichen Zwängen.

Joseph von Eichendorff: *Aus dem Leben eines Taugenichts*

Joseph von Eichendorff (1788–1857), auf Schloß Lubowitz in Oberschlesien geboren, studiert in Halle und Heidelberg Philosophie und Jus. Von 1813–1815 nimmt er an den Befreiungskriegen teil und verdient später seinen Lebensunterhalt als Beamter in Breslau, Berlin und Königsburg.



Joseph von Eichendorff

Ein Müllerssohn zieht in die Welt hinaus, um sie kennenzulernen, wird Gärtnergehilfe auf einem Schloß und verliebt sich in die vermeintliche Tochter des Grafen. Wegen der Aussichtslosigkeit dieser Verbindung geht er wieder auf Wanderschaft, diesmal nach Italien. Nach verwirrenden Abenteuern in Rom kehrt er zurück in die Heimat, wo sich im Schloß des Grafen alles löst: Die vermeintliche Grafen-Tochter ist ein Waisenkind, der glücklichen Liebe der beiden steht nichts mehr im Weg.

Ein Taugenichts

Die Reise des Taugenichts ist eine Suche nach der geliebten, von der Ferne angebeteten Frau. Die Erzählung ist durch Tageszeitenbilder gerahmt: Morgens bricht der Taugenichts auf, am Abend oder in der Nacht kommt er an.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erstaunte ordentlich, wie ich so auf einmal um mich herblickte. Musik und Tanz war lange vorbei, im Schlosse und rings um das Schloß herum auf dem Rasenplatze und den steinernen Stufen und Säulen sah alles so still, kühl und feierlich aus: nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätscherte einsam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwarteten schon die Vögel, schüttelten ihre bunten Federn und sahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkameraden an. Fröhlich schweifende Morgenstrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Brust. Da richtete ich mich in meinem Baume auf und sah seit langer Zeit zum ersten Male wieder einmal so recht weit in das Land hinaus, wie da schon einzelne Schiffe auf der Donau zwischen den Weinbergen herabfuhren und die noch leeren Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land sich fern über die Berge und Täler hinausschwangen. Ich weiß nicht, wie es kam – aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust: alle die alte Wehmut und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die schöne Frau droben auf dem Schlosse zwischen Blumen und unter seidnen Decken schlummerte und ein Engel bei ihr auf dem Bette säße in der Morgenstille. – Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier, und immer fort, so weit als der Himmel blau ist!

Welche Gefühle verbindet der Taugenichts mit dem Morgen? Wie wird die Natur beschrieben?

Wie ist doch die Zeitung interessant!

Wie ist doch die Zeitung interessant

- 2 Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
4 Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
6 Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen,
8 Bald werden sie alle zusammenkommen –
Wie interessant! wie interessant!
10 Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant

- 12 Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht alles berichtet worden!
14 Ein Portepeefähnrich¹ ist Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
16 Die Lakaien erhielten silberne Borden²,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
18 Und zeitig ist es Frühling geworden –
Wie interessant! wie interessant!
20 Gott segne das liebe Vaterland!

- Was bot die zensurierte Zeitung ihren Lesern, was enthielt sie ihnen vor?
Wie sind die ersten beiden und die letzten beiden Verse jeder Strophe zu verstehen? Welche Wirkung haben sie?

Eine Redeweise, bei der das Gegenteil von dem gemeint ist, was gesagt wird, nennt man ironisch. Die **Ironie** ist eine rhetorische Figur, die scheinbar ein Lob ausdrückt, in Wirklichkeit aber auf aggressive Weise tadelt. Auch in der alltäglichen Rede kommt Ironie vor („Du hast eine Ordnung in deinem Zimmer!“). Ironie ist häufig in der Parodie und in der Satire zu finden.

Georg Weerth, für Friedrich Engels „der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats“, ein unsteter Mann, der Reisen bis nach Indien und Amerika unternahm und immer wieder für deutsche Zeitungen arbeitete, schrieb neben seinem satirischen Roman „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ Feuilletons und politische Lyrik voller Emotionen.

**Lyrik als
Kampfmittel**

Das Hungerlied

- | | |
|-------------------------------------|-------------------------------------|
| Verehrter Herr und König, | Und am Mittwoch mussten wir darben, |
| 2 Weißt du die schlimme Geschichte? | 6 Und am Donnerstag litten wir Not; |
| Am Montag aßen wir wenig, | Und ach, am Freitag starben |
| 4 Und am Dienstag aßen wir nicht. | 8 Wir fast den Hungertod! |

- Drum lass am Samstag backen
10 Das Brot, fein säuberlich –
Sonst werden wir sonntags packen
12 Und fressen, o König, dich!

¹ Portepee: Säbelquaste
² eigentlich: Borten

Poetischer Realismus

Gottfried Keller: **Romeo und Julia auf dem Dorfe** (1856)

Erschienen im 1. Teil der Novellensammlung Die Leute von Seldwyla.

Über das Werk: Diese Novelle ist besonders erschütternd und tragisch. Das Motiv ist die Liebe in ihrer Abhängigkeit von geschichtlichen und gesellschaftlichen Umständen.

Über den Dichter: 1819–1890. Geb. in Zürich, verliert schon mit 5 Jahren seinen Vater. Die Folge sind bittere Armut und Hunger durch viele Jahre. Möchte Maler werden, geht zu diesem Zweck nach München. Um leben zu können, malt er für die Hochzeit des Kronprinzen Max die Fahnenstangen weiß-blau. Seit 1861 Beamter in Zürich. Das Werk KELLERS bildet den Höhepunkt des Realismus (S. 313ff.).

Romane: Der grüne Heinrich, Martin Salander. Novellensammlungen: Die Leute von Seldwyla, Züricher Novellen. Gedichte.

Zum Inhalt: Zwei Bauern leben in friedlicher Nachbarschaft. Wegen eines Stückchen Ackerlandes beginnen sie zu prozessieren. Dabei verlieren sie Hab und Gut und gehen existenziell und seelisch zugrunde. Vrenchen und Sali, die Kinder dieser Familien, lieben einander, können aber unter den gegebenen Verhältnissen kein Paar werden, da die erbitterte Verfeindung und die Verarmung beider Familien dies nicht gestatten. Zudem passiert das Unglück, daß Sali beim Versuch, seine Geliebte vor dem wütenden Vater zu schützen, diesem einen Stein dermaßen auf den Kopf schlägt, daß der Vater fortan geistesgestört ist.

Die verzweifelten jungen Leute feiern Hochzeit in einer schönen Sommernacht und suchen beim Morgengrauen, eng umschlungen, den Tod im Wasser.

Text 1

Die Novelle setzt mit einem berühmten Landschaftsbild ein (von manchen Interpreten **tableau** – frz. Bild – genannt):

An dem schönen Flusse, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt sich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert sich, selber wohlbebauet, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält, und über die sanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Äcker weithingestreckt gleich drei riesigen Bändern nebeneinander. An einem sonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zwei dieser Äcker, und zwar auf jedem der beiden äußersten; der mittlere schien seit langen Jahren brach und wüst zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt, und eine Welt von geflügelten Tierchen summt ungestört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den ersten Blick den sichern, gutbesorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehosen von starkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeißelt aussah. Wenn sie, auf ein Hindernis stoßend, den Pflug fester faßten, so zitterten die groben Hemdärme von der leichten Erschütterung, indessen die wohl-rasierten Gesichter ruhig und aufmerksam, aber ein wenig blinzelnd in den Sonnenschein vor sich hinschauten, die Furche bemaßen oder auch wohl zuweilen sich umsahen, wenn ein fernes Geräusch die Stille des Landes unterbrach. Langsam und mit einer gewissen natürlichen Zierlichkeit setzten sie einen Fuß um den andern vorwärts und keiner sprach ein Wort, außer wenn er etwa dem Knechte, der die stattlichen Pferde antrieb, eine Anweisung gab. So glichen sie einander vollkommen in einiger Entfernung; denn sie stellten die ursprüngliche Art dieser Gegend dar, und man hätte sie auf den ersten Blick nur daran unterscheiden können, daß der eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn trug, der andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechselte zwischen ihnen ab, indem sie in der entgegengesetzten Richtung pflügten; denn wenn sie oben auf der Höhe zusammentrafen und aneinander vorüberkamen, so schlug dem, welcher gegen den frischen Ostwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über,

Dies ist eine der fünf Szenen, die einschneidende Ereignisse aus dem Leben Friedrichs darstellen; sie ist typisch für die realistische Erzählweise der Droste. Einer exakten Zeitangabe, die den Wirklichkeitscharakter des Geschehens unterstreicht, folgt eine genaue Schilderung der Örtlichkeit und von Friedrichs Verhalten. Wir erfahren nur das sinnlich Wahrnehmbare: ein dumpfes Krachen ist im Wald zu hören; ein scheinbar übermüdeter Hirte liegt faul im Gras, nur seine glasartigen Augen verraten gespannte Aufmerksamkeit. Auch die Seelenvorgänge sind nur von außen sichtbar. Die eigentliche Handlung – der Waldfrevel der »Blaukittel« – findet im Hintergrund statt. Es wird nicht ausgesprochen, daß der Hirte mit seinem Pfiff die Holzdiebe warnt und den Hund bloß zur Tarnung bestraft.

Friedrich schickt den Förster auf einen falschen Weg, auf dem er später mit einer Axt erschlagen wird. Der Mörder wird nie gefunden, aber aus einem Gespräch Friedrichs mit seinem Onkel Simon können wir schließen, daß dieser die Tat begangen hat; doch auch das bleibt unausgesprochen.

Friedrich Mergels Charakter entwickelt sich in der Folgezeit ganz zum Bösen.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margreth immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam immer unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Übergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei.

Franz Grillparzer

Grillparzers dramatisches Schaffen wurzelt im Josephinismus²¹, in der theatralischen Barocktradition, im Humanitätsgedanken der Weimarer Klassik und im spanischen Barockdrama eines Calderón de la Barca (1600–1681) oder Lope de Vega (1562–1635). Grillparzer schreibt im Gegensatz zu seinen großen österreichischen Dichterkollegen Ferdinand Raimund (1790–1836) und Johann Nepomuk Nestroy (1801–1862), die für die Vorstadt Bühnen arbeiten, von *Sappho* (1817) an für das Burgtheater.

Grillparzer als
Dramatiker

Zu *Raimund und Nestroy*
siehe das Kapitel
Volksstück, Seite 217ff.!

Informieren Sie sich in der Datenbank über das dramatische Gesamtwerk Grillparzers!

Joseph Roth (1894–1939), österreichischer Romancier der Zwischenkriegszeit, schreibt in *Das neue Tage-Buch* (1937) über Grillparzer:

Verdrossen, verschlossen, griesgrämig, verbarg er seine Scheu vor der Welt hinter einer scheltbeireiten Demut, einer Bescheidenheit, die in Wirklichkeit eine hochmütige Haltung war. Er war kein „liebenswürdiger Österreicher“, sondern das Gegenteil: ein höchstunbequemer, sogar ein düsterer. Es war, als fühle er, kraft seiner Verpflichtung, ein klassischer Repräsentant der Monarchie zu sein, vor allem die Notwendigkeit, die Ansichtskarten-Vorstellung, die sich die anderen deutschen Stämme (noch vor der Erfindung der Ansichtskarte) vom „Österreicher“ gebildet hatten, zu widerlegen. Zugleich widersprach er auch der in seinem Lande höheren Orts so beliebten Auffassung von dem unbequemen, lebensfreudigen Untertan. Er revoltierte niemals, er rebellierte immer, und zwar aus konservativer Neigung, als Bekenner hierarchischer Ordnung und als Verteidiger traditioneller

10 Werte, die ihm nicht von unten, sondern im Gegenteil von oben her vernachlässigt, angegriffen, verletzt erschienen. (...)

Selten ergriff ihn das Fernweh, die Sehnsucht, die Grenzen seines weitläufigen, bunten, Fremde und Heimat zugleich bildenden Vaterlands zu verlassen. (...) So, wie er war – und so, wie er sich darstellte –, hätte er geliebt sein wollen: nicht nur als Gramvoller, sondern auch als Griesgrämiger, ein „Raunzer“ (auf österreichisch), unbequem und penibel, wissend, daß diese Eigenschaften ein Frauenherz stören. Es war Hochmut, Unsicherheit und Wollust des Verzichts. Er erfüllte, nährte, fütterte das Begehren mit der Entsagung. Also „erkannte“ er die Frau nicht, wie es in der Bibel heißt. Und auch Männer wurden nicht seine wirklichen Freunde. Die Liebe berührte ihn zutraulich, körperlich. Er hätte sie greifen können, und er schob sie weg; einem seltsamen Wanderer in der Wüste

20 ähnlich, der eine reale Oase als eine Fata Morgana betrachtet und in die unerreichbare Bläue des Horizonts freiwillingig verlegt. Er „trat“ das Glück, wo es sich ihm bot, nicht „mit den Füßen“: er schob es mit den Händen weg, er lehnte ab, vermied und wich aus.

Ⓢ Verfassen Sie ein Charakterbild Franz Grillparzers! Verwenden Sie dabei neben dem Text Roths auch die folgenden Ausschnitte aus Grillparzers Tagebüchern! Welche Beziehung könnte der Dichter zur Gesellschaft, zu den Frauen, zu seiner Arbeit und zu sich selbst gehabt haben?

Ich kann nicht länger mehr so fort leben! Dauert dieses unerträgliche, lauwarne Hinschleppen noch länger, so werd ich ein Opfer meiner Verhältnisse. Dieses schlappe geistertötende Einerlei, dieses immerwährende Zweifeln an meinem eigenen Werte, dieses Sehnen meines Herzens nach Nahrung ohne je befriedigt zu werden: ich kann es nicht mehr aushalten. (...) Natur, warum liebst du

5 mich gerade in diesem Lande geboren werden! – Doch was beklage ich mich! Wo sind die erträumten Vorzüge anderer Länder? Ist verkannt werden nicht überall das Los des Genies? (...) Wollte Gott, Gedrucktes und Geschriebenes hätte so viel Einfluß auf die Menschen, als die Regenten und ihre Zensoren fürchten! Bei den unzähligen guten Schriften, die wir haben, müßte die Welt schon lange besser geworden sein, als sie ist! (...) Hätte ich nur den Mut mir selbst treu zu sein, den unnenkbaren Schmerz eines verheilten Daseins in mir fortrollen zu lassen, bis er entweder das Dasein selbst verzehrt oder in höchster Steigerung ein höheres hervorruft. Aber eine törichte Eitelkeit, eine übel angebrachte falsche Scham zwingt mir bei jeder Berührung mit Menschen eine gewisse Lustigkeit auf, die mich nicht froh macht, die mir nicht von Herzen geht, aber für mich das einzige Mittel ist mit Menschen zu kommunizieren. Ich muß Scherz treiben oder ganz schweigen

10 und meine innere Seelenmarter, meine Menschenscheu, meinen langweilend gelangweilten Mißmut zur Schau tragen und das mag ich nicht, kann ich nicht, will ich nicht. Allein, fern von den Menschen, so könnte ich mich vielleicht wiederfinden und besitzen. Einer meiner Hauptfehler ist, daß ich nicht den Mut habe, meine Individualität durchzusetzen. Über dem Bestreben, es allen recht zu machen und mich ja im Äußerlichen nicht zu sehr von den andern

20 zu unterscheiden, werde ich endlich wie die andern und die Gewohnheit macht gewöhnlich: Daran ist meine früheste Erziehung schuld. Mein Vater duldete durchaus keine Vorliebe oder Abneigung, selbst der physische Ekel erhielt keine Gnade, und bei Tische durfte z. B. keine Speise unberührt bleiben. Ich führe daher ein eigentliches Philisterleben. Das Bureau wird höchst regelmäßig besucht, die vorkommenden geistlosen Geschäfte ebenso geistlos aber aufs pünktlichste besorgt. 25 (...) Furchtbar ist mein Zustand. Jeder Gedanke an Poesie verschwunden, selbst die Lektüre verleidet. Ich mag nicht denken. Von quälenden Gedanken wie von Hunden angefallen, weiß ich nicht nach welcher Seite mich wenden. Ich bin körperlich häßlich geworden aus einem Nicht-Schönen, der ich immer war, welches letztere mich übrigens gar nicht kümmerte, Beweis genug, daß mein gegenwärtiger Verdruß über das erstere, nicht aus eigentlicher Eitelkeit herrührt. Aber es ist pein-

30 lich einen widerlichen Eindruck zu machen. Auch sonst ist meine Gesundheit zu Rande. Ich muß Flanell auf der bloßen Haut tragen, wenn ich nicht immer von Flüssen geplagt sein will. Meine Zähne, sonst so gut, sind angegangen und drohen unausgesetzt mit Schmerzen. Ich bin 42 Jahre alt und fühle mich als Greis. Ich bin der Steigerung begierig, die das eigentliche Alter mit sich bringen wird. Der Wunsch etwas Poetisches hervorzubringen verfolgt mich allenthalben, und ich bins
 35 wahrhaftig nicht im Stande. Und doch ists nur die Unlust und deshalb auch die Unfähigkeit anhaltend auf einem Gegenstande zu verweilen, was mich daran hindert, mich, dessen vorzüglichste Eigenschaft in früherer Zeit gerade dieses Verweilen, dieses Ergründen, dieses Durchdenken war. Wird das wieder anders werden? Ich zweifle. In dieser Zerworfenheit habe ich meine Jugend zugebracht, in ihr wird sich mein Alter erledigen. Ich wüßte wohl sie zu bekämpfen. Sich in irgend einen
 40 Wissenszweig vertiefen, ein eigentliches Studium anfangen. Aber das würde mich von der Poesie unwiderruflich abziehen, die doch der Zweck meines Lebens ist. Es ist gleichgültig ob ich mich abquäle, aber es ist notwendig, daß etwas verrichtet werde. (...) Es macht mich traurig, daß mir alles im Leben mißlingt. Lächerlich wäre es, wenn ich das auf eine Art Vorherbestimmung, auf ein unglückliches Schicksal schöbe, ich weiß vielmehr, es kommt daher, daß ich alles ungeschickt
 45 anfangen, und darüber kann der Mensch wohl traurig sein.

König Ottokars Glück und Ende

In dieser 1825 auf Empfehlung der Kaiserin im Burgtheater aufgeführten Tragödie stehen sich zwei unterschiedliche Charaktere gegenüber. Der brutale Machtmensch Ottokar von Böhmen vertritt die illegitime, auf Gewalt gestützte staatliche Autorität. Der ruhige, aufrechte und verantwortungsvolle Rudolf von Habsburg steht für eine rechtmäßige Staatsidee. Mit dem Aufstieg und Fall Ottokars will der Dichter Napoleons Leben widerspiegeln.

König Ottokar, der seine erste Frau verstößt, um die junge Kunigunde zu ehelichen, erkennt vor seinem gewaltsamen Ende seine Hybris²² und sein Scheitern und gelangt so zur Erlösung – ein Motiv, das im 17. Jahrhundert von der Barockdichtung thematisiert wird.

Ottokar: Ich hab nicht gut in deiner Welt gehaus't,
 Du großer Gott! *Wie Sturm und Ungewitter*
Bin ich gezogen über deine Fluren;
Du aber bist's allein, der stürmen kann,
 5 *Denn du allein kannst heilen, großer Gott.*
Und hab' ich auch das Schlimme nicht gewollt,
 Wer war ich, Wurm? daß ich mich unterwand,
 Den Herrn der Welten freiveind nachzuspielen,
 Durchs Böse suchend einen Weg zum Guten!
 10 Den Menschen, den du hingesezt zur Lust,
 Ein Zweck, ein Selbst, im Weltall eine Welt –
 Gebaut haßt du ihn als ein Wunderwerk,
 Mit hoher Stirn und aufgerichetem Nacken,
Gekleidet in der Schönheit Feierkleid;
 15 *Und wunderbar mit Wundern ihn umringt,*
Er hört und sieht und fühlt und freut sich.
Die Speise nimmt er auf in seinen Leib;
Da treten wirkende Gewalten auf,

Und weben fort und fort mit Fasern und Gefäß,
 20 *Und zimmern ihm sein Haus; sein Königsschloß,*
Mag sich vergleichen mit dem Menschenleib!
 Ich aber hab' sie hin zu Tausenden geworfen,
 Um einer Thorheit, eines Einfalls willen,
 Wie man den Kehrrieh schüttet vor die Thür.
 25 *Und Keiner war von den Geblieb'nen allen,*
Den seine Mutter nicht, als sie mit Schmerz
geboren,
Mit Lust gedrückt an ihre Nährerbrust,
Der Vater nicht als seinen Stolz gesegnet,
Und aufgezogen, Jahrelang gehütet;
 30 *Wenn er am Finger sich verletzt die Haut,*
Da liefen sie herbei und banden's ein,
Und sahen zu, bis endlich es geheilt:
Und 's war ein Finger nur, die Haut am Finger!
 Ich aber hab sie Schockweis hingeschleudert,
 35 Und starrem Eisen einen Weg gebahnt.

²² Überheblichkeit

In ihren warmen Leib. – Hast du beschlossen
 Zu gehen in's Gericht mit Ottokar,
 so tritt mich, aber schone meines Volks!
 40 Geblendet war ich, so hab' ich gefehlt!
 Mit Willen hab' ich Unrecht nicht gethan!
 Doch einmal, ja! – und noch einmal! O Gott,
 Ich hab' mit Willen Unrecht auch gethan!
 Es ist nicht Todesfurcht, was so mich reden läßt.
 45 Der du die Herzen Aller kennst,

Du weißt, ob dieses Herz die Furcht bewegt!
 Doch wenn dich eines Mannes Reu' erfreut,
 Den nicht die Strafe, den sein Unrecht schreckt:
 So sieh mich hier vor deinem Antlitz knien,
 50 (Er kniet.)
 Und hör' mich beten, wie ich jetzo bete:
 Geh' als ein Gott der Gnade zu Gericht!
 (Er senkt sein Haupt.)²³

Ferdinand Raimund

Der Verschwender

Der reiche Edelmann Julius von Flottwell hat seit 17 Jahren eine Liebesbeziehung mit dem Bauernmädchen Minna, das in Wahrheit die Fee Cheristane ist und Flottwell zu seinem Reichtum verholpen hat. Diese klärt ihn nun über den wahren Sachverhalt auf, weil sie in das Feenreich zurückkehren muß. Flottwell verschwendet in glanzvollen Festlichkeiten seinen Reichtum und verliebt sich in Amalie, die Tochter des Präsidenten von Klugheim, der sich aber gegen diese Verbindung ausspricht. So flieht Flottwell mit Amalie nach England, von wo er nach deren und des gemeinsamen Kindes Tod 20 Jahre später verarmt zurückkehrt. Sein ehemaliger Diener, der nunmehrige Tischlermeister Valentin, der mit seiner Frau Rosa und seinen Kindern zufrieden in seiner kleinstädtischen Welt lebt, nimmt Flottwell auf. Dieser findet in der Ruine seines alten Schlosses den großen Geldbetrag, den er vor Jahren einem Bettler, der in Wahrheit ein von Cheristane gesandter Schutzgeist Flottwells ist, gegeben hat. Valentin tritt nun wieder in die Dienste seines früheren Herrn, die kurz erscheinende Fee Cheristane verheißt dem nun geläuterten Flottwell ein Wiedersehen „in der Liebe grenzenlosem Reich“.

Valentin, die eigentliche Zentralfigur des 3. Aktes, singt, nachdem er die „traurige Geschichte“ des heimgekehrten Flottwells gehört hat, das berühmte *Hobellied*.



Ferdinand Raimund und
Constanze Dahn in *Der
Bauer als Millionär* (1831)

³ Allegorie: bildliche Darstellung eines Begriffs, z. B. wird bei Raimund die Jugend (oder das Alter) als Person dargestellt.

⁴ Die Feen, Zauberer usw. tragen menschliche Züge.

Da streiten sich die Leut herum
Oft um den Wert des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Am End weiß keiner nix.
5 Da ist der allerärmste Mann
Dem andern viel zu reich.
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt's alle gleich.

Die Jugend will halt stets mit Gewalt
10 In allen glücklich sein,
Doch wird man nur ein bisschen alt,
Da find man sich schon drein.
Oft zankt mein Weib mit mir, o Graus!
Das bringt mich nicht in Wut.
15 Da klopf ich meinen Hobel aus
Und denk, du brummst mir gut.

Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
Und zupft mich: Brüderl, kumm!
Da stell ich mich im Anfang taub
20 Und schau mich gar nicht um.
Doch sagt er: Lieber Valentin!
Mach keine Umständ! Geh!
Da leg ich meinen Hobel hin
Und sag der Welt Adje.

25 Ein Tischler, wenn sein War gefällt,
Hat manche frohe Stund,
Das Glück ist doch nicht in der Welt
Mit Reichtum bloß im Bund.
Seh ich soviel zufriednen Sinn,
30 Da flieht mich alles Weh.
Da leg ich nicht den Hobel hin,
Sag nicht der Kunst Adje!

Charakterisieren Sie Valentin! Inwiefern entspricht er dem Bild der biedermeierlichen Zufriedenheit?

Vergleichen Sie das *Hobellied* mit folgendem Textauschnitt aus Grillparzers *Der Traum ein Leben!*

Welche Gemeinsamkeiten können Sie feststellen?

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust;
Und die Größe ist gefährlich,
5 Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten;
Was er nimmt, es ist zu viel!

Adalbert Stifter

Das sanfte Gesetz ist ein Teil der „Vorrede“ zu der 1853 erscheinenden Novellensammlung *Bunte Steine*.

Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß: das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor, und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau empor schwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge empor treibt und auf den Flächen der Berge hinab gleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Weiterhaltende ist. (...)

15 So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Bestehen und zum Entwickeln desselben notwendig ist. Sie sichern den Bestand des Einen und dadurch den aller. Wenn aber

jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er ein Mensch neben dem andern bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, so fühlen wir uns befriedigt, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als Einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegenteile beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem anderen bestehen, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, da er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Mensch neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen.

Nikolaus Lenau – Lyriker des Weltschmerzes und der Melancholie

Nikolaus Franz Niemsch, Edler von Strehlenau (1802–1850), wie Lenaus richtiger Name lautet, läßt sich als Dichter schwer einordnen. Er lehnt die Tendenzdichtung kategorisch ab, begeistert sich jedoch an nationalliberalen Ideen und schreibt Gedichte gegen den Adel und gegen die Untertanenmentalität.

Viele seiner Gedichte sind geprägt von Melancholie, von nihilistischen bis hin zu atheistischen Gedanken. Persönliches Unglück und seine Verzweiflung über die gesellschaftspolitischen Zustände in Europa lassen ihn 1832 nach Nordamerika auswandern, von wo er aber nach einem Jahr enttäuscht zurückkehrt. 1844 zeigen sich erste Ansätze von Wahnsinn; 1850 stirbt Lenau in der Anstalt Oberdöbling bei Wien.



Nikolaus Lenau

Bitte

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

5 Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Welche Grundstimmung vermittelt das Gedicht?
Wie sieht das lyrische Ich die Nacht?

Adalbert Stifter: Nachsommer (Eingangskapitel)

Die Häuslichkeit

Mein Vater war ein Kaufmann. Er bewohnte einen Teil des ersten Stockwerkes eines mäßig großen Hauses in der Stadt, in welchem er zur Miete war. In demselben Hause hatte er auch das Verkaufsgewölbe, die Schreibstube nebst den Warenbehältern und anderen Dingen, die er zu dem Betriebe seines Geschäfts bedurfte [...] Mein Vater hatte zwei Kinder, mich, den erstgeborenen Sohn, und eine Tochter, welche zwei Jahre jünger war als ich. Wir hatten in der Wohnung jedes ein Zimmerchen, in welchem wir uns unseren Geschäften, die uns schon in der Kindheit regelmäßig aufgelegt wurden, widmen mußten, und in welchem wir schliefen. Die Mutter sah da nach, und erlaubte uns zuweilen, daß wir in ihrem Wohnzimmer sein und uns mit Spielen ergötzen durften.

Der Vater war die meiste Zeit in dem Verkaufsgewölbe und in der Schreibstube. Um zwölf Uhr kam er herauf, und es wurde in dem Speisezimmer gespeist. Die Diener des Vaters speisten an unserem Tische mit Vater und Mutter, die zwei Mägde und der Magazinsknecht hatten in dem Gesindezimmer einen Tisch für sich. Wir Kinder bekamen einfache Speisen, der Vater und die Mutter hatten zuweilen einen Braten und jedes Mal ein Glas guten Weines. Die Handelsdiener bekamen auch von dem Braten und ein Glas desselben Weines. Anfangs hatte der Vater nur einen Buchführer und zwei Diener, später hatte er viere.

In der Wohnung war ein Zimmer, welches ziemlich groß war. In demselben standen breite flache Kästen von feinem Glanze und eingelegter Arbeit. Sie hatten vorne Glastafeln, hinter den Glastafeln grünen Seidenstoff, und waren mit Büchern angefüllt. Der Vater hatte darum die grünen Seidenvorhänge, weil er es nicht leiden konnte, daß die Aufschriften der Bücher, die gewöhnlich mit goldenen Buchstaben auf dem Rücken derselben standen, hinter dem Glase von allen Leuten gelesen werden konnten, gleichsam als wolle er mit den

Peregrina

I
Der Spiegel dieser treuen braunen Augen
Ist wie von innerm Gold ein Widerschein;
Tief aus dem Busen scheint er's anzusaugen,
Dort mag solch Gold in heil'gem Gram gedeihn.
In diese Nacht des Blickes mich zu tauchen,
Unwissend Kind, du selber lädst mich ein –
Willst, ich soll kecklich mich und dich entzünden,
Reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden!

II
Aufgeschmückt ist der Freudensaal.
Lichterhell, bunt, in laulicher Sommernacht
Stehet das offene Gartengezelte.
Säulengleich steigen, gepaart,
Grünmranket, eherne Schlangen,
Zwölf, mit verschlungenen Hälsen,
Tragend und stützend das
Leicht gegitterte Dach.

Aber die Braut noch wartet verborgen
In dem Kämmerlein ihres Hauses.
Endlich bewegt sich der Zug der Hochzeit,
Fackeln tragend,
Feierlich stumm.

Und in der Mitte,
Mich an der rechten Hand,
Schwarz gekleidet, geht einfach die Braut;
Schöngefaltet ein Scharlachtuch
Liegt um den zierlichen Kopf geschlagen.
Lächelnd geht sie dahin; das Mahl schon duftet.

Später im Lärmen des Fests
Stahlen wir seitwärts uns beide
Weg, nach den Schatten des Gartens wandelnd,
Wo im Gebüsche die Rosen brannten,
Wo der Mondstrahl um Lilien zuckte,
Wo die Weymouthsfichte mit schwarzem Haar
Den Spiegel des Teiches halb verhängt.

Auf seidnem Rasen dort, ach Herz am Herzen,
Wie verschlangen, erstickten meine Küsse den scheueren Kuß,
Indes der Springquell, unteilnehmend
An überschwenglicher Liebe Geflüster,
Sich ewig des eigenen Plätscherns freute!
Uns aber neckten von fern und lockten
Freundliche Stimmen,
Flöten und Saiten umsonst.
Ermüdet lag, zu bald für mein Verlangen,
Das leichte, liebe Haupt auf meinem Schoß.
Spielender Weise mein Aug' auf ihres drückend
Fühlt' ich ein Weilchen die langen Wimpern,
Bis der Schlaf sie stellte,
Wie Schmetterlingsgefieder auf und niedergehn.

Eh' das Frührot schien,
Eh' das Lämpchen erlosch im Brautgemache,
Weckt' ich die Schläferin,
Führte das seltsame Kind in mein Haus ein.

III
Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
Einer einst heiligen Liebe.
Schauernd entdeckt' ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grausam,
Hiess ich das schlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.

Ach, ihre hohe Stirn
War gesenkt, denn sie liebte mich;
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue
Welt hinaus.

Krank seitdem,
Wund ist und wehe mein Herz.
Nimmer wird es genesen!
Als ginge, luftgesponnen, ein Zaubersfaden
Von ihr zu mir, ein ängstig Band,
So zieht es, zieht mich schmachtend ihr nach! –
Wie? wenn ich eines Tags auf meiner Schwelle
Sie sitzen fände, wie einst, im Morgen-Zwielicht,
Das Wanderbündel neben ihr,
Und ihr Auge, treuherzig zu mir aufschauend,
Sagte: da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt!

IV
Warum, Geliebte, denk ich dein
Auf einmal nun mit tausend Tränen,
Und kann gar nicht zufrieden sein,
Und will die Brust in alle Weite dehnen?

Ach, gestern in den hellen Kindersaal,
Beim Flimmer zierlich aufgesteckter Kerzen,
Wo ich mein selbst vergaß in Lärm und Scherzen,
Tratst du, o Bildnis mitleid-schöner Qual:
Es war dein Geist, er setzte sich ans Mahl,
Fremd saßen wir mit stumm verhaltenen Schmerzen;
Zuletzt brach ich in lautes Schluchzen aus,
Und Hand in Hand verließen wir das Haus.

V
Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, zerrüttet, unbeschut;
Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Tränen netzet sie der Füße Wunden.

Ach, Peregrinen hab' ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Glut,
Noch scherzend in der Frühlingstürme Wut
Und wilde Kränze in das Haar gewunden.

War's möglich, solche Schönheit zu verlassen?
– So kehrt nur reizender das alte Glück!
O komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! o weh! was soll mir dieser Blick?
Sie küßt mich zwischen Lieben noch und Hassen
Sie kehrt sich ab und kehrt mir nie zurück.

Verborgenheit

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure weiß ich nicht:
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Auf eine Lampe

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,
An leichten Ketten zierlich aufgehangen hier,
Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs.
Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand
Der Efeukranz von goldengrünem Erz umflücht,
Schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn.
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form –
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

Schön-Rohtraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Tut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär!
Fischen und Jagen freute mich sehr.
– Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb ich so sehr.
– Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
»Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!«
Ach! erschrak der Knabe!

Doch denket er: »Mir ist's v
Und küsset Schön-Rohtraut
– Schweig stille, mein F.

Darauf sie ritten schweigend
Rohtraut, Schön-Rohtr
Es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
»Und würdest du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken!
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
– Schweig stille, mein Herze!«

Begegnung

Was doch heut nacht ein Sturm gewesen,
Bis erst der Morgen sich geregt!
Wie hat der ungebetne Besen
Kamin und Gassen ausgefegt!

Da kommt ein Mädchen schon die Straßen,
Das halb verschüchtert um sich sieht;
Wie Rosen, die der Wind zerblasen,
So unstat ihr Gesichtchen glüht.

Ein schöner Bursch tritt ihr entgegen,
Er will ihr voll Entzücken nah:
Wie sehn sich freudig und verlegen
Die ungewohnten Schelme an!

Er scheint zu fragen, ob das Liebchen
Die Zöpfe schon zurechtgemacht,
Die heute nacht im offenen Stübchen
Ein Sturm in Unordnung gebracht.

Der Bursche träumt noch von den Küssen,
Die ihm das süße Kind getauscht,
Er steht, von Anmut hungerissen,
Derweil sie um die Ecke rauscht.

Septembermorgen

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Edward Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag

Mozart fährt im Jahre 1787 zur Uraufführung seines ›Don Juan‹ nach Prag, begleitet von seiner Frau Constanze – ein »wohlgelauntes Ehepaar« in einer gelbrotten Kutsche. Gefährt und Rokoko-Kleidung des Paares werden liebevoll beschrieben. Es ist der dritte Reisetag, und Mozart steht plötzlich der Sinn nach einem Waldspaziergang.

»Durch wieviel Wälder«, sagte Mozart, »sind wir nicht heute, gestern und ehigestern schon passiert! – Ich dachte nichts dabei, geschweige daß mir eingefallen wäre, den Fuß hinein zu setzen. Wir steigen einmal aus da, Herzenskind, und holen von den blauen Glocken, die dort so hübsch im Schatten stehen. Deine Tiere, Schwager, mögen ein bißchen verschnauften.«

Indem sie sich beide erhoben, kam ein kleines Unheil an den Tag, welches dem Meister einen Zank zuzog. Durch seine Achtlosigkeit war ein Flacon mit kostbarem Riechwasser aufgegangen und hatte seinen Inhalt unvermerkt in die Kleider und Polster ergossen. »Ich hätt es denken können«, klagte sie, »es duftete schon lange so stark! O weh, ein volles Fläschchen echte Rosée d'Aurore rein ausgeleert! Ich sparte sie wie Gold.« – »Ei, Nörchen«, gab er ihr zum Trost zurück, »begreife doch, auf solche Weise ganz allein war uns dein Götter-Riechschnaps etwas nütze. Erst saß man in einem Backofen und all Dein Gefächel half nichts, bald aber schien der ganze Wagen gleichsam ausgekühlt. Du schriebs es den paar Tropfen zu, die ich mir auf den Jabot goß; wir waren neu belebt und das Gespräch floß munter fort, statt daß wir sonst die Köpfe hätten hängen lassen wie die Hämmel auf des Fleischers Karren; und diese Wohltat wird uns auf dem ganzen Weg begleiten. Jetzt aber laß uns doch einmal zwei Wienerische Nos'n recht expreß hier in die grüne Wildnis stecken!«

Sie stiegen Arm in Arm über den Graben an der Straße und sofort tiefer in die Tannendunkelheit hinein, die, sehr bald bis zur Finsternis verdichtet nur hin und wieder von einem Streifen Sonne auf samtnem Moosboden grell durchbrochen ward. Die erquickliche Frische, im plötzlichen Wechsel gegen die außerhalb herrschende Glut, hätte dem sorglosen Mann ohne die Vorsicht der Begleiterin gefährlich werden können. Mit Mühe drang sie ihm das in

Bereitschaft gehaltene Kleidungsstück auf. – »Gott, welche Herrlichkeit!« rief er, an den hohen Stämmen hinaufblickend, aus: »man ist als wie in einer Kirche! Mir deucht, ich war niemals in einem Wald, und besinne mich jetzt erst, was es doch heißt, ein ganzes Volk von Bäumen beieinander! Keine Menschenhand hat sie gepflanzt, sind alle selbst gekommen, und stehen so, nur eben weil es lustig ist beisammen wohnen und wirtschaften. Siehst du, mit jungen Jahren fuhr ich doch in halb Europa hin und her, habe die Alpen gesehn und das Meer, das Größeste und Schönste, was erschaffen ist: jetzt steht von ungefähr der Gimpel in einem ordinären Tannenwald an der böhmischen Grenze, verwundert und verzückt, daß solches Wesen irgend existiert, nicht etwa nur so una *finzione di poeti* ist, wie ihre Nymphen, Faune und dergleichen mehr, auch kein Komödienwald, nein aus dem Erdboden heraus gewachsen, von Feuchtigkeit und Wärmelicht der Sonne groß gezogen! Hier ist zu Haus der Hirsch, mit seinem wundersamen zackigen Gestäude auf der Stirn, das possierliche Eichhorn, der Auerhahn, der Häher.« – Er bückte sich, brach einen Pilz und pries die prächtige hochrote Farbe des Schirms, die zarten weißlichen Lamellen an dessen unterer Seite, auch steckte er verschiedene Tannenzapfen ein.

»Man könnte denken«, sagte die Frau, »du habest noch nicht zwanzig Schritte hinein in den Prater gesehen, der solche Raritäten doch auch wohl aufzuweisen hat.«

»Was Prater! Sapperlot, wie du nur das Wort hier nennen magst! Vor lauter Karossen, Staatsdegen, Roben und Fächern, Musik und allem Spektakel der Welt, wer sieht denn da noch sonst etwas? Und selbst die Bäume dort, so breit sie sich auch machen, ich weiß nicht – Bucheckern und Eichel, am Boden verstreut, sehn halter aus als wie Geschwisterkind mit der Unzahl verbrauchter Korkstöpsel darunter. Zwei Stunden weit riecht das Gehölz nach Kellnern und nach Saucen.«

»O unerhört!« rief sie, »so redet nun der Mann, dem gar nichts über das Vergnügen geht, Backhähl im Prater zu speisen!«

Als die Fahrt weitergeht, nimmt das fröhliche Geplauder eine ernste Wendung. Wünsche nach einfachen Freuden in der Natur tauchen auf und die Angst, daß das Leben vorbei sein könnte, ehe Mozart die Zeit gefunden hat, sie sich zu erfüllen; denn der Künstler verschwendet sich maßlos an seine Musik. Neben die heitere Alltagswelt ist eine Ahnung von der Dämonie in der Seele des Genies getreten. Im nächsten Dorf hält die Kutsche, und während der Wirt ein Mahl zubereiten läßt, macht Mozart einen Spaziergang im nahen Schloßpark. In der Nähe eines Springbrunnens setzt er sich in einer Laube nieder, überläßt sich seinen Eingebungen und pflückt gedankenlos eine Pomeranze (Frucht eines Zierorangenstrauchs) – eine bildhafte Umschreibung für das Walten des Unbewußten beim schöpferischen Vorgang.

Das Ohr behaglich dem Geplätscher des Wassers hingegeben, das Auge auf einen Pomeranzenbaum von mittlerer Größe geheftet, der außerhalb der Reihe einzeln, ganz dicht an seiner Seite auf dem Boden stand und voll der schönsten Früchte hing, ward unser Freund durch diese Anschauung des Sü-

dens alsbald auf eine liebliche Erinnerung aus seiner Knabenzeit geführt. Nachdenklich lächelnd reicht er hinüber nach der nächsten Frucht, als wie um ihre herrliche Runde, ihre saftige Kühle in hohler Hand zu fühlen. Ganz im Zusammenhang mit jener Jugendszene aber, die wieder vor ihm aufgetaucht, stand eine längst verwischte musikalische Reminiszenz, auf deren unbestimmter Spur er sich ein Weilchen träumerisch erging. Jetzt glänzen seine Blicke, sie irren da und dort umher, er ist von einem Gedanken ergriffen, den er sogleich eifrig verfolgt. Zerstreut hat er zum zweiten Male die Pomeranze angefaßt, sie geht vom Zweige los und bleibt ihm in der Hand. Er sieht und sieht es nicht; ja so weit geht die künstlerische Geistesabwesenheit, daß er, die duftige Frucht beständig unter der Nase hin und her wirbelnd und bald den Anfang, bald die Mitte einer Weise unhörbar zwischen den Lippen bewegend, zuletzt instinktmäßig ein emailliertes Etui aus der Seitentasche des Rocks hervorbringt, ein kleines Messer mit silbernem Heft daraus nimmt und die gelbe kugelige Masse von oben nach unten langsam durchschneidet. Es mochte ihn dabei entfernt ein dunkles Durstgefühl geleitet haben, jedoch begnügten sich die angeregten Sinne mit Einatmung des köstlichen Geruchs. Er starrt minutenlang die beiden innern Flächen an, fügt sie sachte wieder zusammen, ganz sachte, trennt und vereinigst sie wieder.

Da hört er Tritte in der Nähe, er erschrickt, und das Bewußtsein, wo er ist, was er getan, stellt sich urplötzlich bei ihm ein. Schon im Begriff, die Pomeranze zu verbergen, hält er doch gleich damit inne, sei es aus Stolz, sei es weil es zu spät dazu war. Ein großer breitschultriger Mann in Livree, der Gärtner des Hauses, stand vor ihm. Derselbe hatte wohl die letzte verdächtige Bewegung noch gesehen und schwieg betroffen einige Sekunden. Mozart, gleichfalls sprachlos, auf seinem Sitz wie angenagelt, schaute ihm halb lachend, unter sichtbarem Erröten, doch gewissermaßen keck und groß mit seinen blauen Augen ins Gesicht; dann setzte er – für einen Dritten wäre es höchst komisch anzusehen gewesen – die scheinbar unverletzte Pomeranze mit einer Art von trotzig couragiertem Nachdruck in die Mitte des Tisches.

Mozart entschuldigt sich brieflich beim Hausherrn wegen seines Übergriffs und – wird mit Constanze aufs Schloß eingeladen, wo man die Verlobung der Nichte Eugenie feiert, die eine Mozartvereherin ist. Am Abend nach einem heiteren Fest macht der Künstler am Klavier die Gesellschaft mit seinem ›Don Juan‹ bekannt. Die tiefste Erschütterung erregt er in der Braut Eugenie: »[...] das Fräulein saß regungslos wie eine Bildsäule«. Das Schöpferisch-Dämonische läßt alle erschauern, als die Schrecken des Finales erklingen.

Er löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: »Dein Lachen endet vor der Morgenröte!« erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.

»Wer ist hier? Antwort!« hört man Don Juan fragen. Da hebt es wieder an, eintönig wie zuvor, und gebietet dem ruchlosen Jüngling, die Toten in Ruhe zu lassen.

Nachdem diese dröhnenden Klänge bis auf die letzte Schwingung in der Luft verhallt waren, fuhr Mozart fort: »Jetzt gab es für mich begreiflicher Weise kein Aufhören mehr. Wenn erst das Eis einmal an einer Uferstelle bricht, gleich kracht der ganze See und klingt bis an den entferntesten Winkel hinunter. Ich ergriff unwillkürlich denselben Faden weiter unten bei Don Juans Nachtmahl wieder, wo Donna Elvira sich eben entfernt hat und das Gespenst, der Einladung gemäß, erscheint. – Hören Sie an.«

Es folgte nun der ganze lange, entsetzenvolle Dialog, durch welchen auch der Nüchternste bis an die Grenze menschlichen Vorstellens, ja über sie hinaus gerissen wird, wo wir das Übersinnliche schauen und hören, und innerhalb der eigenen Brust von einem Äußersten zum andern willenlos uns hin und her schleudert fühlen.

Menschlichen Sprachen schon entfremdet, bequemt sich das unsterbliche Organ des Abgeschiedenen, noch einmal zu reden. Bald nach der ersten fürchterlichen Begrüßung, als der Halbverklärte die ihm gebotene irdische Nahrung verschmäht, wie seltsam schauerlich wandelt seine Stimme auf den Sprossen einer luftgewebten Leiter unregelmäßig auf und nieder! Er fordert schleunigen Entschluß zur Buße: kurz ist dem Geist die Zeit gemessen; weit, weit, weit ist der Weg! Und wenn nun Don Juan, im ungeheuren Eigenwillen den ewigen Ordnungen trotzend unter dem wachsenden Andrang der höllischen Mächte, ratlos ringt, sich sträubt und windet, und endlich untergeht, noch mit dem vollen Ausdruck der Erhabenheit in jeder Gebärde – wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Lust und Angst zugleich? Es ist ein Gefühl, ähnlich dem, womit man das prächtige Schauspiel einer unbändigen Naturkraft, den Brand eines herrlichen Schiffes anstaunt. Wir nehmen wider Willen gleichsam Partei für diese blinde Größe und teilen knirschend ihren Schmerz im reißenden Verlauf ihrer Selbstvernichtung.

Der Komponist war am Ziele. Eine Zeitlang wagte niemand, das allgemeine Schweigen zuerst zu brechen.

Georg Büchner: Woyzeck

Stoff des Stückes: Am 21. Juni 1821 erstach JOHANN CHRISTIAN WOYZECK, Gelegenheitsarbeiter, früher Soldat, seine Geliebte. Das Motiv für seine Tat war nach Meinung des Gerichts Eifersucht. WOYZECK wurde zum Tod verurteilt, das Urteil wurde aber erst 1824 vollstreckt. Einander widersprechende Gutachten über den Geisteszustand des Täters zögerten die Vollstreckung des Urteils hinaus. Die Verteidigung brachte aufgrund ärztlicher Gutachten vor, WOYZECK leide an Wahnvorstellungen, er sei zum Zeitpunkt der Tat nicht zurechnungsfähig gewesen, der Geisteszustand des Täters und die Tat seien aus den Lebensumständen (materielle Not; die Geliebte gab sich der Prostitution hin) zu erklären. WOYZECK wurde beobachtet und immer wieder verhört. Das Gericht schloß sich der Meinung jener Ärzte an, die erklärten, WOYZECK habe die Tat bei vollem Bewußtsein begangen.

Autor, Zeit: Am „Fall Woyzeck“ interessierte den Arzt und Dichter GEORG BÜCHNER, was einen Menschen zu einer solchen Tat treiben kann.

BÜCHNER wurde 1813 im ehemaligen Großherzogtum Hessen geboren. Als junger Medizinstudent schloß er sich einer demokratischen Bewegung an, die sich gegen die Unterdrückung der Freiheit und gegen soziale Mißstände richtete. Mit einer revolutionären Schrift, dem Hessischen Landboten, wandte er sich an die Unterdrückten, die Bauern und Handwerker, indem er ihnen ihre soziale und wirtschaftliche Abhängigkeit und damit die Ursache für das Elend ihrer Lage vor Augen führte. „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ war die Losung. Diese Schrift war anonym erschienen, doch die Verfasserschaft wurde entdeckt und BÜCHNER mußte fliehen.

Im Exil las er in einer medizinischen Zeitschrift über den „Fall Woyzeck“. 1836, ein Jahr vor seinem Tod, schrieb er das Stück.

Zum Text: GEORG BÜCHNERS Woyzeck ist ein Fragment. Der Autor hat keine Angaben über die Reihung der Szenen gemacht.

Das Stück wurde erst 43 Jahre nach seiner Entstehung veröffentlicht, die Uraufführung war 1913 im Residenztheater in München. (S. a. S. 312)

Szenenausschnitt: Woyzeck und der Hauptmann

(Diese Szene wird in einigen Ausgaben an den Anfang des Stückes gestellt.)

ZIMMER

- 2 *Hauptmann auf einem Stuhl. Woyzeck rasiert ihn.*
HAUPTMANN. Woyzeck, Er sieht immer so verhetzt aus! Ein guter Mensch tut das nicht; ein
4 guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat. – Red Er doch was, Woyzeck! Was ist heut für
Wetter?
6 WOYZECK. Schlimm, Herr Hauptmann, schlimm: Wind!
HAUPTMANN. Ich spür's schon, 's ist so was Geschwindes draußen; so ein Wind macht mir den
8 Effekt wie eine Maus. (*Pfiffig.*) Ich glaub, wir haben so was aus Süd-Nord?
WOYZECK. Jawohl, Herr Hauptmann.
10 HAUPTMANN. Ha, ha, ha! Süd-Nord! Ha, ha, ha! Oh, Er ist dumm, ganz abscheulich dumm!
(*Gerührt.*) Woyzeck, Er ist ein guter Mensch – aber (*mit Würde*) Woyzeck, Er hat keine
12 Moral! Moral, däs ist, wenn man moralisch ist, versteht Er. Es ist ein gutes Wort. Er hat ein
Kind, ohne den Segen der Kirche, wie unser hochehrwürdiger Herr Garnisonsprediger
14 sagt, ohne den Segen der Kirche, es ist nicht von mir.
WOYZECK. Herr Hauptmann, der liebe Gott wird den armen Wurm nicht drum ansehen, ob das
16 Amen drüber gesagt ist, eh er gemacht wurde. Der Herr sprach: Lasset die Kleinen zu mir
kommen!
18 HAUPTMANN. Was sagt Er da? Was ist das für eine kuriose Antwort? Er macht mich ganz konfus
mit seiner Antwort. Wenn ich sag: Er, so mein ich Ihn. Ihn –
20 WOYZECK. Wir arme Leut – Sehn Sie, Herr Hauptmann: Geld, Geld! Wer kein Geld hat – Da

22 setz einmal eines seinesgleichen auf die Moral in die Welt. Man hat auch sein Fleisch und Blut. Unsereins ist doch einmal unselig in der und der andern Welt. Ich glaub, wenn wir in Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.

24 HAUPTMANN. Woyzeck, Er hat keine Tugend, Er ist kein tugendhafter Mensch. Fleisch und Blut? Wenn ich am Fenster lieg, wenn's geregnet hat, und den weißen Strümpfen so nachseh, wie sie über die Gassen springen – verdammt, Woyzeck, da kommt mir die Liebe. Ich hab auch Fleisch und Blut. Aber, Woyzeck, die Tugend, die Tugend! Wie sollte ich dann die Zeit herumbringen? Ich sag mir immer: du bist ein tugendhafter Mensch, (*gerührt*) ein guter Mensch, ein guter Mensch.

30 WOYZECK. Ja, Herr Hauptmann, die Tugend, ich hab's noch nit so aus. Sehen Sie, wir gemeine Leut, das hat keine Tugend, es kommt einem nur so die Natur; aber wenn ich ein Herr wär und hätt ein' Hut und eine Uhr und eine Anglaise und könnt vornehm reden, ich wollt schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes sein um die Tugend, Herr Hauptmann. Aber ich bin ein armer Kerl.

32 HAUPTMANN. Gut, Woyzeck. Du bist ein guter Mensch, ein guter Mensch. Aber du denkst zuviel, das zehrt; du siehst immer so verhetzt aus. – Der Diskurs hat mich ganz angegriffen. Geh jetzt und renn nicht so; langsam, hübsch langsam die Straße hinunter!

Problemstellungen

- a Welche soziale Position nimmt der Hauptmann ein, welche Woyzeck?
- b Was bedeuten für den Hauptmann Bildung und Moral?
- c Wie reagiert Woyzeck auf die Ausführungen des Hauptmanns?
- d Wie bringen sie ihre Gedanken sprachlich zum Ausdruck?
- e Was sagt der Dialog über die Beziehung zwischen Woyzeck und dem Hauptmann aus?

Szenenausschnitt: Das Märchen der Großmutter

Die Schlüsselszene des Woyzeckfragments ist die Erzählung der Großmutter. Diese Erzählung ist eine Kontrafaktur (Bearbeitung) der Grimm-Märchen Die Sterntaler und Die sieben Raben und soll das Geschehen im Drama auf Kommentarebene darstellen.

DRITTES KIND. Großmutter, erzähl!

2 GROSSMUTTER. Kommt, ihr kleinen Krabben! – Es war einmal ein arm Kind und hatt kein Vater und keine Mutter, war alles tot und war niemand mehr auf der Welt. Alles tot, und es is hingangen und hat gesucht Tag und Nacht. Und weil auf der Erde niemand mehr war, wollt's in

4 Himmel gehn, und der Mond guckt es so freundlich an; und wie es endlich zum Mond kam, war's ein Stück faul Holz. Und da is es zur Sonn gangen, und wie es zur Sonn kam, war's ein verwelkt Sonnenblum. Und wie's zu den Sternen kam, waren's kleine goldne Mücken,

6 die waren angesteckt, wie der Neuntöter sie auf die Schlehen steckt. Und wie's wieder auf die Erde wollt, war die Erde ein umgestürzter Hafen. Und es war ganz allein, und da hat sich's hingesetzt und geweint, und da sitzt es noch und is ganz allein.

8

10

...

Problemstellungen

- a Wodurch unterscheidet sich die Aussage des Märchens, das die Großmutter im Woyzeck erzählt, von den Märchen der BRÜDER GRIMM?
- b Erörtern Sie das Ergebnis Ihrer Untersuchung im Hinblick darauf, was BÜCHNER über Mensch und Gesellschaft in seinem Stück aussagt!